KLEINE ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN.

VON

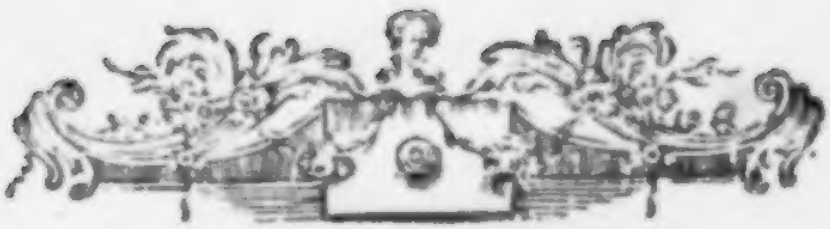
FRIEDERICH KARL VON OSSEZKY.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

TRIEST 1795.
Bei WAGE, FLEISS und KOMPAGNIE.
In Kommission
bei Johann Heinrich Kayen zu Leipzig.

Hier ist für jedermann ein voller Tisch gedecht.
Ein jeder esse, was ihm schmeckt,
Und jeder zahle seine Zeche.

Thümmel.



Ich hoffe, Lesefreunden, besonders dem schöneren Theile des Menschengeschlechtes, einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen eine Sammlung kleiner Erzählungen, Skizzen, Anekdoten, Fabeln und witziger Einfälle, theils von meinen Freunden, theils von mir selbst bearbeitet, theils auch aus dem Heere periodischer Schrif-

ten mit Geschmak und mit Hinsicht auf den gröſsern Theil der Leser ausgehoben, nach und nach vorlege.

Diese Sammlung wird am Putztische, in Erhohlungsstunden auf dem Kanapee, auf Spaziergängen und in der einsamen Laube, so wie in langen Winterabenden am Kamine jeder Gattung von Lesern eine angenehme und zugleich nützliche Unterhaltung gewähren.

Ich vermeide vorsetzlich den verrufenen Weg der Pränumerazion,

und gebe dieses Bändchen blos zum Versuche. Findet mein Unternehmen Beifall und Unterstützung; so folget in der nächsten Ostermesse und in der darauf folgenden Michaelsmesse 1796. jedes Mahl ein Bändchen nach.

Ich gebe übrigens feyerlich mein Versprechen zum Voraus, dafs durchaus keine Erzählung aus einem in das andere Bändchen gezogen werden wird; denn ich will durch diesen abgenützten Kniff dem, der ein Bändchen kaufte, den

Nachkauf des zweyten und dritten nicht abnöthigen. Bei mir kann jeder abbrechen, wann es ihm beliebet.

Triest im August 1795.

F. K. v. Ofsezky.

Die Neujahrsnacht.

Also wieder ein Jahr mit allen seinen Freuden und Leiden dahin, und ein neues beginnt! — sagte Fürst *Adolf*, mit einem Seufzer, als es zwölf Uhr schlug, und die Stadtmusiker von dem Hauptthurme der Residenz herab ein Lied erschallen liefsen, welches den wenigen Einwohnern der Stadt, die noch wach waren, den Anfang eines neuen Jahres verkündigte.

Fürst *Adolf* gehörte unter die kleinere Zahl der vorzüglich guten und vortreflichen Fürsten Deutschlands, denen nicht blos hungrige Poeten, feile Journalisten und kriechende Zeitungsschreiber, sondern auch ihre, das Wohl, oder Weh am beſsten fühlende Unterthanen den ehrenvollen Namen: *Väter des Vaterlandes* geben. Er glaubte, nicht *darum* da zu seyn, um auf Kosten seiner

Unterthanen in ununterbrochenem Wohlleben zu schwimmen; sondern ihren Wohlstand, selbst mit Aufopferung seiner eignen Ruhe und Bequemlichkeit, aus allen Kräften zu befördern.

Selbst gut, edel und menschlich, hatte er gröfstentheils auch gute, treue und rechtschaffene Räthe und Minister. Dabei hatte ihm die Vorsehung auch noch ein Glück beschieden, das von jeher den wenigsten Fürsten und Grofsen zu Theil ward: eine edle, gute, sanfte, liebevolle Gattinn, die er, wie sich selber, und die ihn auch wieder, wie ihr eigen Leben, liebte. Er hatte sie, was so selten ein Fürstensohn thun darf und thun kann, sich selbst zur Gattinn ausersehen und gewählt. Schon an drey Höfen hatte er, als Erbprinz, unerkannt, als ein reisender Kavalier sich aufgehalten, um die dortigen Prinzessinnen kennen zu lernen und sich aus ihnen eine Gattinn zu wählen. Aber keine fand er so, dafs er ihr sein ganzes Herz hätte schenken können. So kam er auch an den

Hof des Vaters seiner *Wilhelmine*. Schon ihr Aeusserliches, das offene, freydeutsche Gesicht, das Auge voll Empfindung und die Sittsamkeit in ihrem ganzen Betragen nahm ihn für sie ein; aber noch mehr die Güte, die aus allen ihren Reden und Handlungen hervor leuchtete; die zärtliche Liebe zu ihren fürstlichen Eltern, die sie sich, wie so Manche aus den höhern Ständen, bei jeder Gelegenheit blicken zu lassen, nicht schämte; die freundschaftliche Anhänglichkeit an zwey edle Frauenzimmer am Hofe, und die Freude an der Natur, die sie, während des Aufenthalts auf einem Landschlosse, so sichtbar und unverholen verrieth. Wie glücklich, dachte er, wäre ich, wenn sie mir ihr Herz schenken könnte! Er suchte bei diesem Gefühle alle Gelegenheiten auf, nah um die edle, vortreffliche Fürstentochter seyn zu können. Auch *Wilhelminen* war sein Umgang äusserst angenehm. Aber bald verlohr sich die Heiterkeit ihrer schönen, sonst immer so frohen Seele. Ach, sagte sie sich

mehr, als Ein Mahl, leise in der Einsamkeit: dieser *Sternbach* (so nannte sich damals Prinz *Adolf*) welch ein guter, edler, würdiger Mann! O das Loos der Fürstentöchter!.. Sie schwieg dann und sah mit einem von Thränen feuchten Blicke zum Himmel, oder schlich einsam in das schweigende und schattigte Gebüsch des Parks. —

Sternbach, der aus hundert kleinen Umständen schliefsen zu dürfen glaubte, *Wilhelmine* würde, wenn die Verhältnisse ihres Standes nicht dagegen wären, ihn vor Tausenden wählen, beurlaubte sich nun von ihren fürstlichen Eltern, und auch von ihr. Kaum konnte sie in ihrer schwerbeklemmten Brust den Seufzer, der sich gewaltsam hervordrängen wollte, zurückhalten, kaum in ihrem schönen blauen Auge die werdende Thräne verbergen. Sie eilte in ihr innerstes Gemach, und heisse Thränen flossen.

Umsonst arbeitete sie Täge lang, *Sternbachs* Bild aus ihrem Herzen zu verdrängen, sagte hundert Mahl sich Alles, was ein Frauen-

zimmer von ihrem Range in einem ähnlichen Falle sich sagen mufs; aber immer vergeblich. Endlich sagte sie sich laut, was sie sich zu sagen, lang nicht gewagt hatte: Warum bin ich eine Fürstentochter? Warum ist *Sternbach* kein Fürstensohn?

Die Schwermuth der edlen *Wilhelmine* ward sichtbar; der ganze Hof nahm sie wahr und bedauerte die Prinzessin. Ihre fürstlichen Eltern waren untröstlich. Mehr als zehn Aerzte berathschlagten sich über die Quelle ihrer Krankheit, erriethen sie nicht, und verschwendeten vergeblich alle Schätze ihrer Kunst. Täglich ward man für ihr theures Leben mehr besorgt.

Während dieser allgemeinen Niedergeschlagenheit am Hofe kam ein Schreiben von *Adolfs* Vater, worinn unter den vortheilhaftesten Bedingungen um *Wilhelminen* für *Adolfen* geworben wurde. Die Freude ihrer fürstlichen Eltern und des Hofes war grofs. Jederman wünschte *Wilhelminen* zu der Hand und zum Besitz eines Prinzen, von dem der

allgemeine Ruf so viel Rühmliches sagte, Glück. Schweigend und mit niedergesenktem Auge nahm sie diese Glückwünsche an. Hart ist mein Loos! dachte sie in ihrer Einsamkeit: aber es ist der Wille des Höchsten. Und was er will, kann nie böse seyn. Wir leben ja ohnehin hier nicht ewig! —

Wider die bei Fürsten gewöhnliche Sitte kam nach wenigen Wochen, ohne auch vorher sich gemeldet zu haben, Prinz *Adolf* selbst an den Hof der Eltern *Wilhelminens*, um sie abzuholen. Sie zitterte, als eine Kammerfrau ihr die Nachricht brachte, der Prinz sey gekommen, und bereits im Kabinet ihres Vaters. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, kaum hatte sich *Wilhelmine* in etwas gefafst, so meldete man den Prinzen bei ihr an, und kurz darauf trat er mit ihrem Vater ins Zimmer. Und, o Gott! der fürstliche Bräutigam war, die Standeszeichen ausgenommen, ganz *Sternbach*.

Wilhelmine trat zitternd einige Schritte zurück, sank auf ein Kanape und fiel bei-

nahe in Ohnmacht. Verzeihung! sprach *Adolf*, indem er sich geschwind ihr nahete, und sie mit den Worten bei der Hand ergrif: *Sternbach* ward ihrer Gnade gewürdigt: darf Prinz *Adolf* noch mehr hoffen? — *Wilhelmine* war zu sehr ausser sich, um zusammenhängend antworten zu können. Ein Blick, den sie auf *Adolfen* warf, und die zwey Worte: O mein Prinz! sagten ihm Alles, was sich je die Sehnsucht des zärtlichsten und feurigsten Liebhabers zu hören wünschen kann.

Alles war nun am Hofe voll Zufriedenheit und der seligsten Wonne. *Adolf* und *Wilhelmine* fühlten sich so glücklich, als es jemahls ein zärtliches Paar im Arme der Unschuld und Liebe war, bis die Trennungsstunde kam. Da mufste *Wilhelmine* sich weinend aus den Armen ihrer Eltern losreissen und eilte mit ihrem *Adolf* seinem Erbstate zu, dessen Bewohner, sammt ihrem guten Beherrscher, ihn und seine blühende Gattinn mit lautem Freudenzuruf und einem Herzen voll Liebe empfingen. —

Auf einem Lustschlosse, zwo Stunden weit von der Residenz, brachten nun *Adolf* und *Wilhelmine* gegen vier Jahre lang den gröfsten Theil ihrer Zeit zu, so viel als möglich, von allem fürstlichen Prunke entfernt, im Schofso der Natur und ländlicher Ruhe und im Arme häuslicher und ehelicher Glückseligkeit, welche so selten Bürgerhäuser und noch seltner Fürstenschlösser zu ihrem Wohnplatze wählt. Zwey Kinder, ein Prinz und eine Prinzessin, wurden ihnen vom Himmel geschenkt und die frühe Ausbildung dieser zwey holden Geschöpfe machte eine ihrer vorzüglichsten und süssesten Beschäftigungen aus; wobei jedoch *Adolf* nicht unterliefs, sich nach guten Mustern zum künftigen Vater seiner Unterthanen zu bilden.

Nun starb *Adolfs* Vater, und jetzt mufste er die Regierung über mehr als viermahl hunderttausend Menschen übernehmen. Sein eifrigstes und einziges Bestreben ging blos dahin, diese, so viel es möglich war, glücklich zu machen, und im ganzen Ver-

stande ihr Vater zu seyn. Auch *Wilhelmine* benutzte alle Vorzüge ihres neuen Standes dazu, Glück und Freude um sich her zu verbreiten. Dankbar erkannten das auch die Unterthanen. Tausende und Hunderttausende priesen sich unter *Adolfs* Regierung glücklich, nannten ihn, mit dankbaren Thränen im Auge, Vater, *Wilhelminen* Mutter, und flehten zu Gott um ihre Wohlfarth und ihre lange Erhaltung.

Aber nicht selten fühlte der gute Fürst doch die schwere Bürde seines Standes. Jeden seiner Unterthanen konnte er unmöglich beglücken. Unter den besten Verordnungen und Anstalten, die er für das allgemeine Wohl gab und traf, litten Hunderte und Tausende. Wenn er nun, wie er es wöchentlich drey Mahl zu thun pflegte, öffentlich Gehör gab, wurden ihm Vorstellungen und Bittschriften zu Dutzenden übergeben, voll Klagen über Elend und Mangel, über Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen der Beamten, über Betrügereyen und Ungerechtig-

keiten der Unterrichter und Dorfschulzen, über rohes und muthwilliges Betragen der hin und wieder im Lande vertheilten Soldaten, über Verfall dieses oder jenes Gewerbes, über Eingriffe der Nachbarn in die Landeshoheit, über Wetterschlag, Feuer-Wasser- und Wildschäden u. d. gl. Oft herrschte unter seinen Hofleuten und Hofbedienten Neid und Mifsgunst. Begünstigte er den Einen, so murrte der Andere. Bald suchte dieser, bald jener, seinen Amtsgefährten bei ihm zu verkleinern, anzuschwärzen und aus dem Besitze der fürstlichen Gewogenheit zu verdrängen. Denn so viele gute, treue und redliche Räthe er auch hatte, so vorsichtig er auch in der Wahl seiner Diener war; so schlichen von Zeit zu Zeit sich doch immer einige eigennützige, unredliche, oder sonst schlecht denkende unter sie ein, die seinen väterlichen, auf Beglückung seiner Unterthanen abzielenden Absichten heimlich entgegen arbeiteten, oder doch seine Anstalten nicht treu und ernstlich genug befördern halfen,

wohl auch gar vorsetzlich schief einleiteten, oder auslegten. Oft erfuhr er von einem, oder mehreren übelgesinnten Unterthanen den schwärzesten, schändlichsten Undank: oft wurde seine Gnade und Gerechtigkeitsliebe verkannt, oder zum Nachtheil Andrer mifsbraucht. Tage- und wochenlange Arbeiten sah er nicht selten auf Ein Mahl bald durch diesen, bald durch jenen Zufall wieder vernichtet, und die beisten, mühsam ausgesonnenen Entwürfe ganz vereitelt. Wenn er von der Residenz aus sein ganzes Land umher beglückt zu haben glaubte, und es dann jährlich bereiste, da preiste ihm der Anblick so vieler Dürftigen und Armen, so mancher bleichen und abgezehrten Gesichter, aus denen Kummer, Noth und Elend sprach, und die Stimme der Klage, die ihm von so vielen Seiten entgegen schallte, schwere Seufzer aus der Brust und heisse Thränen aus den Augen. Mifsmuthig, niedergeschlagen und voll düstern Trübsinns kehrte er dann wieder in die Residenz und in die offenen Ar-

me seiner *Wilhelmine* zurück, die oft lang vergebens durch Liebkosungen und Vorstellungen, die Zärtlichkeit, Weisheit und Religion ihr eingaben, die Nacht und Düsternheit in seiner Seele aufzuhellen und zu zerstreuen suchte.

So waren dem guten Fürsten vier Jahre seit der Uibernahme der Regierung hingeflossen, als er in jener Neujahrsnacht in seinem Schlafkabinet am Fenster stand, und beim Glockenschlag *zwölf* mit einem Seufzer ausrief: *Also wieder ein Jahr mit allen seinen Freuden und Leiden dahin!* —

Schon eine Stunde zuvor hatte sich seine Gemahlinn schlafen gelegt. Sanft schlummerte die edle, gute Fürstin. *Adolf* ging bald schnell im Zimmer auf und nieder, stand bald still und blickte durchs Fenster nach dem mit schwarzen Wolken überzogenen Himmel. Stürmisch war's in seiner Seele, wie draussen in der von Schneeflocken durchwirbelten und vom Sturme durchbraus'ten Luft. Er dachte den Tägen des nun

eben verflossenen Jahrs nach, wie viel Gutes er in demselben habe thun wollen, und wie wenig er habe thun, wie wenig Uibel heben und lindern können; wie viel gute Absichten ihm vereitelt worden; wie viel Undank er erfahren; wie manchen Tag, wie manche halbe Nacht er umsonst gearbeitet habe, und dafs das im neuanbrechenden und in den kommenden Jahren eben so, wo nicht gar noch schlimmer, seyn würde. — Gott, Gott! rief er endlich voll Heftigkeit und Schmerz aus: wie elend, wie beklagenswürdig ist mein Loos! — Der starke, laute Ton, womit er diese Worte ausstiefs, weckte *Wilhelminen* aus dem Schlummer; sie erschrack, stand auf, und trat zu ihrem *Adolf* ins Gemach. Lieber, Theurer! sprach sie: so spät noch wach? Und so voll Unruhe? Sie sind doch wohl? — Wie man's nehmen will, meine Liebe! gab er zur Antwort. Das alte Jahr ist dahin; schon leben wir im Neuen; Gott gebe Ihnen darinn tausend, tausend Seligkeiten, mache Sie unendliche

Mahl glücklicher, als ich es bin! — *Wilhelmine* erwiederte diesen Wunsch mit dem zärtlichsten Kufse. Aber, sagten sie nicht jetzt: Sie wären nicht glücklich, mein Theurer? Sie sind doch der befste Mann, der Vater ihrer Unterthanen. Und wenn man gut ist, da ist man ja auch glücklich! — So sollte man's denken, meine Liebe! versetzte er. Meine Pflicht zu thun und gut zu seyn, geb' ich mir Mühe; aber glücklich war ich nur *da* ganz, als wir noch auf *Adolfslust* nur uns selbst und unsern zwey Kindern lebten, keine Sorgen kannten, als die für unser Haus. Glücklich, oder doch glücklicher, als ich, ist nur der Bauer, der Niedrige, der in der Hütte, oder unterm Strohdach lebt. Ach, mein Stand, mein Stand! Wie gern würde ich mit Jedem meiner Unterthanen tauschen! — Und nun strömte sein Mund über von Klagen über alle schon angeführte, wohl immer bald mehr, bald weniger mit dem Stande eines regierenden Fürsten verbundene Unannehmlichkeiten, Be-

schwerden und Mängel. *Wilhelmine* liefs ihn ganz ausreden, und fing nun mit sanfter Stimme an: Allerdings, mein Bester, sind das Betrachtungen, die die Seele trüben und Ihrem edlen, wohlwollenden Herzen wehe thun müssen. Der Stand eines Fürsten, der für Hunderttausende zu sorgen hat, ist gewifs nicht so frey von Beschwerden, und nicht so voll Lust und Seligkeit, als vielleicht die Meisten wähnen mögen. Aber ist wohl irgend ein Stand auf der Welt ganz frey von Sorgen und Unannehmlichkeiten? Und sollte grade der Stand und die Lage, worein Sie, Befster, gesetzt sind, zu den bedaurenswürdigsten gehören? Sie haben mehrere, weit ausgebreitete Länder, Königreiche und Höfe besucht und kennen gelernt, haben oft mir gesagt: Sie bedauerten den Kaiser und jeden König und Fürsten, der sein zu weitläuftiges Land nicht genug übersehen, der beim befsten Kopfe und edelsten Herzen tausend Böses nicht hintertreiben, tausend Gutes nicht zu Stande bringen könne,

da die Seufzer und Klagen des, in seinen entfernten Provinzen herrschenden Drucks und Elends nicht bis zu seinem Throne gelangen, und er tausend Mängel und Fehler, denen er sonst gern abhelfen würde, gar niemals kennen lerne. Sie aber mein Gemahl, beherrschen ein Land und ein Volk, das Sie übersehen können. Jeder Ihrer Unterthanen kann sich Ihnen leicht in der Residenz selbst nähern, und seine Noth, seine Bedürfnisse und Klagen vorbringen. Sie kommen selber jährlich, wenigstens Ein Mahl, in jedes Amt und fast an jeden nur etwas beträchtlichen Ort, wo Jeder, ohne Unterschied des Standes, vor Sie kommen kann, und wo Sie Alles mit eignen Augen sehen. Wie viel Gutes haben Sie da schon gethan und zu Stande gebracht, was Sie nie hätten thun können, wenn Ihnen Gott nicht den Stand eines Regenten angewiesen hätte! Und ist das etwa nicht Seligkeit? Wahr ist's, wir waren in Adolfslust, wo Sie als Erbprinz vier Jahre mit mir verlebten, ausserordentlich

zufrieden und glücklich. Aber erinnern Sie sich auch noch: wie oft Ihre Ruhe und Zufriedenheit gestört, oder doch getrübt wurde, wenn bald dieser, bald jener Leidende und Hülfsbedürftige zu Ihnen kam, seine Klagen vor Ihnen ausschüttete, und Sie um Wohlthaten und Gnadenerweisungen anflehete, die Ihre damahligen Kräfte überstiegen! Wie oft sagten Sie mir da: wie glücklich ist mein Vater, der so viel tausend Mittel in den Händen hat, die Noth der leidenden Menschheit zu heben, und Freude und Trost um sich her zu verbreiten! Und dieses Glück, mein Gemahl, ward Ihnen nun schon seit vier Jahren zu Theil. Und doch sollte Ihr Loos beklagenswürdig und elend seyn? Und doch wollten Sie gern mit Jedem Ihrer Unterthanen tauschen? — — Wenigstens mit Manchem, gab *Adolf*, etwas betroffen und verlegen, zur Antwort. Und mit welchem? fragte *Wilhelmine*: Vielleicht mit dem Regierungspräsidenten, den wohl fast jeder im Fürstenthum für den Glücklichsten nach Ihnen hält?

Es ist wahr, er besitzt Ihre Gewogenheit und Ihr Zutrauen. Er verdient aber Beides als ein würdiger und rechtschaffner Mann auch ganz. Denn sein erstes Glück setzt er darein, Ihr Zutrauen, Ihre Achtung unverrückt fort zu besitzen. Sind Sie da nicht schon glücklicher, als Er? Sie geben; er empfängt. Oder ist nicht Geben seliger, als Nehmen? Und halten Sie Gehorchen, selbst dem besten, würdigsten Manne, wie Sie sind, etwa für süsser als herrschen? — Niemand im ganzen Lande wird indefsen wohl so thöricht seyn, Ihnen diesen höhern Stand zu mifsgönnen; wenigstens würden Sie einen solchen Menschen belachen, da seine Mifsgunst Ihnen nicht das Geringste entziehen kann. Ganz anders ist's mit jedem Minister und Diener im State. Die Mifsgunst Andrer ist ihm nur all zu oft gefährlich und schädlich. Neid und Verläumdung, auch nicht selten Wankelmuth und Laune des Fürsten, können ihn über Nacht um das, was er für sein höchstes Gut hält, um die Gunst seines Herrn, und

damit zugleich um Ehre, Amt, Brod und Ansehen bringen. Noch sehen Sie dort, mein Theurer, in des Präsidenten Zimmer Licht. Unter anhaltender, oft lästiger Arbeit schwand ihm das verflofsne Jahr dahin; mit Arbeit fängt er schon das neue wieder an. Und wefsen ist die Frucht seiner Bemühungen und Nachtwachen? Erndten nicht Sie den ersten, gröfsten Vortheil davon ein? Geht's dem Bürger und Unterthan wohl; so verdankt er's Ihnen. Glaubt er aber, klagen zu müfsen; so mufs der Minister und die Regierung immer wenigstens einen Theil der Klagen und Vorwürfe über sich nehmen. Hundertmal heifst es da: der Fürst ist gewifs unschuldig, er meint es immer gut mit uns; allein man hat ihn nur wider uns eingenommen, oder ihm die Sache falsch berichtet. Welche Bürde halten Sie nun für leichter, die des Fürsten, oder die seines Dieners, auch des obersten und ersten? — Ach! versetzte *Adolf*: ich weifs es wohl. *So* meinte ich's aber auch nicht! Wenn ich tau-

sehen wollte, so würd' ich das Glück nicht in Palästen und bei den Vornehmern, sondern in der Hütte, draufsen auf dem Lande und unterm Strohdache suchen. Und auch sicher finden, mein Befster — — —? fiel ihm *Wilhelmine* in die Rede.

Es ist wahr, das wahre Glück ist an keinen Stand gebunden. Mit unparteyischer Huld und Liebe bietet die Gottheit Seelenruhe und Zufriedenheit, die doch allein den Namen *Glück* verdienen, allen Menschen, ohne Ansehen der Person, an. Wer es blos an Höfen und Palästen aufsuchen wollte, würde freilich oft lange Zeit vergeblich umher irren. Aber ich glaube auch in der niedern Hütte und unterm Strohdach schlägt es nicht immer seinen Wohnplatz auf. Warum, mein Befster, kamen Sie oft von ihren Reisen durchs Land so mifsmuthig und niedergeschlagen wieder in die Residenz zurück, als, weil Bilder der Noth und des Elends, das Sie in den niedrigen Ständen und beim Landmanne so häufig erblickt hatten, Sie in

meine Arme zurük begleiteten? Freilich hat der Landmann weniger Bedürfnifse, als wir; aber auch oft nicht den hundertsten Theil von Mitteln, diese wenige zu befriedigen. Er preiset sich glücklich, wenn das, was er im Schweifse seines Angesichts baute und pflanzte, gedroschen ist; wenn seine Heerden gesund sind, und seine Felder so viel tragen, dafs er davon seine Abgaben bestreiten, sich und die Seinigen ernähren und bekleiden kann. Allein wie elend und arm kann auch nur *ein* Fehljahr, *eine* Viehseuche, der Durchzug feindlicher Völker, ein einziger Wetterschlag ihn machen! Ach! bis der Bürger und Handwerksmann die vier, oder fünf Thaler bei Seite legen kann, die er dem Fürsten — — Genug, genug, meine Liebe! fiel hier *Adolf* seufzend seiner Gemahlinn ins Wort: Sie haben überall Recht und ich Unrecht! Ach! nur der Undank, mit dem wir Fürsten immer — — *Wilhelmine* liefs ihren Gatten nicht ausreden. Befster Mann! sagte sie, in wenigen Stunden

sind alle Ihre Unterthanen wach. Gewifs steigen da von den Lippen der Meisten tausend heifse Wünsche zu Gott auf, für Ihre Wohlfahrt, für mich, für unsere Kinder und das Wohl unsers Hauses. Wir haben einen guten Fürsten, sagen, oder denken da gewifs viele Tausende: Gott erhalt ihn uns, und lafse ihn noch lang leben! Könnten Sie doch die Segenswünsche alle vernehmen, die nun bald wieder in den Kirchen Ihres Landes für Sie zum Throne der Gottheit hinauf steigen werden! Wie würden da die Undankbaren und ohne Ursache Unzufriedenen, deren es freilich unter den Ihrigen auch nicht wenige geben mag, aus Ihren Blicken verschwinden! Allen Menschen kann es Niemand, recht machen; Gott, die Quelle der Liebe und des Seegens, kann es ja selbst nicht. Wenn wir nur das Unsrige thun; wenn nur Gott und unser eignes Herz uns nicht verdammt; dann dürfen wir ruhig seyn. Nur droben ist reiche Vergeltung, kein Mifsverstehen, kein unverdientes Mur-

ren, kein Undank mehr. — — O beſte, beſte *Wilhelmine*! rief *Adolf* aus: Welch ein Segen sind Sie mir! Ein Engel des Himmels, der schon so oft meinen Unmuth zerstreut hat! Recht thun, gut seyn, wollen wir, so lang wir leben! Zufrieden wollen wir seyn und nie murren! *Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.* Das soll von nun an mein Wahlspruch seyn! Erinnern Sie mich daran, so oft ich wanken will! Ganz glücklich kann hier kein Mensch seyn; droben allein ist ungetrübtes, dauerhaftes Glück!

Der gute Fürst begab sich nun, durch seine weise, fromme Gattinn mit seinem Schicksale ausgesöhnt, zur Ruhe, schlief so sanft und süfs, und wachte voll Heiterkeit und innern Friedens, als noch nie vorher, am Morgen wieder auf.

Solche und ähnliche Aufwallungen der Unzufriedenheit und Gefühle des Mifsmuths, als beim Anbruche des Jahrs *Adolfs* Kopf und Herz durchstürmet hatten, durchstürmten in

dieser Nacht auch die Seele mehrerer Hunderte in *Adolfs* State.

Der Regierungspräsident hatte den Abend in der Gesellschaft dreyer Regierungsräthe, die seine vertrautesten Freunde waren, zugebracht, und kam nach eilf Uhr mifsmuthig und trübsinnig heim. Mancherlei Gespräche und Klagen, die man über Regierungsmängel geführt hatte, denen abzuhelfen, man bisher umsonst bemühet war, und eine Last von Geschäften, die er schon wieder in dem neuen Jahre auf sich warten sah, waren die Ursache seines Mifsmuths. In dieser Stimmung warf er sich in seinen Sorgenstuhl, und begann, die Hand unter den Kopf gestützt, folgendes Selbstgespräch: Morgen also wünscht wieder alle Welt einander Glück zum Antritt eines neuen Jahrs! Auch mir wird man Glück dazu wünschen, wird mir ganze Reihen von Jahren zu den schon zurückgelegten hinzugratuliren; den Wenigsten mags wohl von Herzen gehen! Es sey aber auch, dafs es Manche redlich meinen: was

soll ich vom Himmel mir erflehen? Leben, oder Tod? Ruhe wäre wohl das Beſste. Aber Ruhe — — — darf ich wohl diese hienieden hoffen? Zentnerlasten trug ich, legte keuchend sie nieder; und schon thürmen sich vor meinen Augen Berge von Geschäften wieder auf, die ich wieder wegtragen und wegwälzen soll! — Und so geht's im ewigen Zirkel herum bis ans Grab! — — Und der Lohn — — —? Neid, Mifsgunst, Tadel, Hafs und Undank; vielleicht am Ende ein ungnädiger Blick des Fürsten, kalter Dank für meine treuen Dienste, oder gar Verweisung! Man hat ja der schönen Beispiele in Menge! Soll ich dann ewig nur Sklave seyn? Ewig nur für Andere, nie für mich Selbst leben? Hastig sprang der Minister bei diesen Worten auf, und riefs die Fensterflügel auf, um sich abzukühlen. Ruhig, im Schlummer begraben lag vor ihm ein Theil der Stadt. Nur von der Seite her schimmerte ihm noch das Licht von der Residenz aus dem Zimmer des Fürsten entge-

gen. — Auch Er noch wach? so fuhr er jetzt etwas gelafsner fort: Und seine Unterthanen schlafen so ruhig? — Auch Er hat Lasten getragen; und neue warten auf ihn. Dafs die Seinen ruhig schlummern, Wem verdanken sie's, als Ihm, und zum Theil, auch mir? Der Gedanke ist doch mehr süfs, als bitter: für Andere arbeiten, sorgen und wachen! Noch denke ich auf die Zeiten, da ich keine gröfsere Seligkeit kannte, kein beneidenswertheres Loos mir wünschte, als dem Fürsten *Das* zu seyn, was ich ihm jetzt bin. Jede damit verbundene Mühe, Sorge und Last stellte ich mir damals federleicht vor. In den Häusern und Palästen um mich her wo Alles jetzt zu ruhen und zu schlummern scheint, wacht gewifs noch Mancher auf dem einsamen Lager, den Kopf voll Entwürfe, wie er im nächsten Jahre höher steigen, mehr und fester an die Person des Fürsten sich anschliefsen möge. Schon der Neid, mit dem man auf mich blickt, zeugt doch wenigstens von einigen Vorzügen und Vor-

theilen, die mit meinem Posten verbunden seyn müfsen. Hätte ein jeder, was er wünschet, fühlte sich Jeder ganz glücklich, er würde ruhig in seiner Stelle bleiben. Zwanzig statt Eines würden in dieser Nacht jauchzend vom Lager aufspringen, wenn die Bothschaft ihnen entgegen schallte, in meinen Posten einzutreten. Also ruhig, ruhig, mein Geist! Arbeit ist des Lebens Würze. Niedrigkeit nur, und ein thatenleeres Leben sind frey von Neid und Undank, dafür aber beladen mit Dunkelheit und Verachtung.

Noch wacht mein Fürst, seufzt vielleicht auch über lieblosen Tadel und kränkenden Undank. Und doch ist er so gut; die Wohlfart seiner Untergebenen liegt ihm näher am Herzen, als seine eigene. Ihn kann nichts beruhigen und trösten, als Gottes Wohlgefallen und seiner Unterthanen Beifall. Mich tröstet, aufser dem Beifall des Höchsten, auch sein Beifall, seine Gewogenheit und sein Zutrauen. Wie Glücklich bin ich nicht in seinem Dienste vor hundert andern

Fürstendienern? Nie noch durfte ich wider meine Ueberzeugung und wider mein Gewissen reden, oder handeln. Er will immer nur, was recht, billig, gut und löblich ist, und das Wohl seiner Unterthanen entschieden befördert. So lang ich nach meinem Gewissen handle, bin ich seiner Gnade auch gewifs. Können defsen sich wohl Minister und Räthe so manch anderer Fürsten ebenfalls getrösten und rühmen? O wie mancher soll nur immer ungeheure Summen herbei schaffen, um alle Launen, Grillen und Thorheiten seines Gebieters befriedigen, und alle seine, noch so unmäfsige und unnütze Ausgaben bestreiten zu können, mag auch übrigens tausendmal der Schweifs und das Blut seiner Unterthanen daran kleben! In Alles, was nur den Fürsten behagt und gelüstet, sey es auch noch so widersinnig, das allgemeine Wohl zerstörend, unmenschlich, grausam, streitet ihr Gewifsen noch so sehr dagegen, sollen sie willigen, es gut heifsen und befördern helfen; oder zögern sie nur einen Au-

genblick, schwebt ihnen nur Einmal eine bescheidene, vom Gefühl der Menschheit, des Rechts und der Billigkeit eingegebne Gegenvorstellung auf der Lippe; so unwölkt Unwille und Zorn das Auge des Fürsten: sie werden in Ungnade, oder gar mit Schimpf und Schande entlafsen, und ein minder redlicher und gewifsenhafter Mann mit einem Herz von Eisen tritt triumfirend an ihre Stelle. — Das hab' ich bei meinem Fürsten nicht zu fürchten. Er freut sich, mir Freyheit zu lafsen, Gutes zu thun, beut mir selbst zu Allem, was das Wohl seines Landes befördert, die Hand. Wie wollt' ich also noch klagen? Das wäre undankbar, widersinnig. Ganz ohne Unannehmlichkeiten und Sorgen ist kein Stand auf der Welt. Dank sey der Vorsehung, dafs mit dem meinigen weniger verbunden sind, als mit zwanzig andern! Tief eingeprägt soll mir immer der Sittenspruch seyn, den erst heut früh meine *Luise* ihrem ältern Bruder vorlas, als er von allerley weit aussehenden Dingen, die er

in der Zukunft vornehmen wolle, träumte: *Der nur ist ein Weiser, und glücklich, der willig die Stelle ausfüllt, die der Baumeister, der den Plan des Ganzen lenket, ihm bestimmet hat!* —

Mit diesen Gedanken legte der Präsident, voll Seelenfriedens, sich nun zur Ruhe.

Im Vorgemache Fürst *Adolfs* saſsen um eben diese Zeit noch einige Edelknaben beisammen, wovon ein Paar lasen, und die andern auf die Neujahrswünsche sannen, die sie am nächsten Morgen bei Hof abzulegen hatten. Mit dem Schlag Zwölf riefen alle zusammen: Glück zum neuen Jahr! — Scherzend wünschte nun Einer dem Andern, daſs er in diesem Jahr Kammer- oder Jagdjunker, Lieutenant oder Fähnrich, oder sonst etwas werden möge. Der Scherz verwandelte sich allmälig in ein ernstlicheres Gespräch. Keiner von den jungen Herrn war mit seinem Schicksal und seiner jetzigen Lage zufrieden. Klagen folgten auf Klagen. Jeder wünschte sich bald etwas anders, beſsers und vorneh-

meres zu werden. Wenn ich erst das, oder jenes bin, erst dieses, oder jenes besitze, hiefs es, dann wird mir es erst recht wohl seyn; dann will ich mir nichts mehr wünschen, keinen Fürsten und König auf Erden beneiden! Sie wurden bei diesem Träumen und Luftschlösserbauen so laut, dafs der Pagenhofmeister, der auf dem Schlofse nur einige Zimmer weit von ihnen weg wohnte, und noch aufmerksam seinen *Plato* las, es hörte, eine Zeitlang horchte, endlich zu den jungen Rittern in ihr Gemach ging, und sie lächelnd fragte: Was für einen wichtigen Gegenstand aus der Filosofie sie mit so vielem Feuer abhandelten? Nach einigem Stillschweigen erzählte endlich einer den ganzen Inhalt ihres bisherigen Gesprächs. — Sie suchen also, fing der Hofmeister an, das wahre Glück, wie ich vernehme, und glauben, es nicht in sich selbst, und in der Lage, die Ihnen für jetzt angewiesen ist, sondern in gewissen bestimmten Ständen und Lebensarten suchen zu müssen, und es da allein anzutref-

fan? In dem Knaben- und Jünglingsalter glauben Sie es also nicht zu finden? Und doch wollte ich nicht dafür stehen, dafs Sie sich, als Männer, nicht wieder in die Zeiten und Jahre, in denen jetzt leben, zurücksehnen werden. Wenigstens haben das schon viele hundert, nicht ganz unweise Männer gethan. Aber das ist nun einmahl so die Art des menschlichen, und besonders des jugendlichen Herzens. Was wir von ferne sehen, und noch nicht besitzen, halten wir für das wünschenswürdigste Gut. Wenn wir aber in seinem Besitze sind; so achten wir es nicht, oder schätzen es gering, und hängen wieder neuer Sehnsucht nach. Zu dem Entfernten träumen wir uns hundert Vollkommenheiten hinzu, und an dem Nahen übersehen wir die, welche es wirklich hat. So lang wir aber *so* denken, können wir nie ganz zufrieden und glücklich leben. Wer hienieden von irgend einem Stande, von irgend einer Lebensart lauter Vollkommenheiten erwartet, und sich Ein Mahl das Bild von

ganz reiner, durchaus ungetrübter Seligkeit eingedrückt hat, der wird immer mit seiner wirklichen Lage, so erwünscht sie auch übrigens seyn mag, unzufrieden seyn, und einer Traumgestalt nachjagen, die, so oft er sie erhaschen will, in Dunst und Nebel zerfliesset. Immer wird er unruhvoll umher irren, nirgends eine bleibende Stätte haben, bis er endlich, ermattet und kraftlos, auf dem Grabe niedersinkt. Gewöhnen Sie sich daher, meine junge Freunde, frühzeitig daran, die Welt und das menschliche Leben für das zu nehmen, was sie sind, und was sie nach der Einrichtung der höchsten Weisheit seyn sollen: *für ein Gemisch von Schatten und Licht, von Arbeit und Ruhe, von Lust und Unlust!* Die Welt ist keine Hölle: aber auch kein Paradies: so wie kein Stand, kein Alter, keine Lebensart auf der Welt weder das Eine, noch das Andere ganz ist. Gut und recht handeln, und seinen Pflichten, in jedem Stande, nachleben: *das* macht uns, zwar nicht zu Engeln, aber doch zu glück-

lichen, zufriedenen Geschöpfen, die dem Engelsstande entgegen reifen. Das, meine liebe junge Freunde, wünsche ich Ihnen, als Ihr Freund, zum neuen Jahr. Mit diesen Worten verliefs der Hofmeister das Zimmer, und die Junker schloffen in die Better.

In Fürst Adolfs Residenzstadt herrschte bei verschiedenen ehrbaren Bürgern die auch anderwärts noch übliche Sitte, sich am letzten Abend eines Jahrs in aller Zucht und Ehrbarkeit in einem Gasthofe zusammen zu setzen, und mit dem ersten Glockenschlag der letzten Stunde auf das Wohl des Fürsten und des Vaterlandes im neuen Jahre ein Gläschen Wein zu trinken.

So sassen dann auch jetzt wieder etwa ein Duzend Bürger in dieser Absicht in einem Gasthofe beisammen. Der Wein machte sie allmählich redselig, und es fielen allerlei Gespräche vor. Man trank einander bald diese, bald jene Gesundheit, endlich auch die: *Auf bessere Zeiten!* zu. Ja wohl, die könnten wir brauchen! fing ein wohlgenährter

Sattler an: denn trübselig sieht es jetzt genug bei uns aus. Ich will vom Leder allein nichts sagen. Aber auch alles Andere wird mit jedem Tage theurer. Die Nahrung nimmt ab, und Steuern und Abgaben laufen fort, wie sonst. — — — Oder werden vielmehr noch erhöhet, müfst Ihr sagen, Gevatter! fiel ihm ein Seifensieder ein: schon wieder hat man fünf Groschen mehr auf die Einfuhr vom Zentner Unschlitt gelegt. Und der Fürst? — der steckt das Geld hübsch in die Ficke, und brennt Wachslichter. — Das ist wahr, sagte ein Barbier, und nahm dabei den Hut ab: einen guten Fürsten haben wir, der seines Gleichen in den *zwanzig* Kreisen Deutschlands sucht. Er liesse Gut und Blut für Unser einen, und schätzt auch *Doktor* und *Chirurgis* hoch. Aber die Minister, verzeih's ihnen Gott! das sind unsere Blutigel, und haben erst neulich wieder einem Quaksalber erlaubt, mit seinem Affen und Hanswurst drey Täge lang die armen Leute in *Bergstadt* draussen zu *schröpfen* und zu *klistiren*. Das ist gewifs

in keinem Lande so; da muſs der ehrlichste Mann zuletzt mit aller seiner Kunst *kapporen* gehen. . . . Ei! was wollt Ihr sagen, Monsieur Wilms? schrie hier ein Zinngiesser: Uns Leute müſst ihr klagen lassen, Wir wissen von Jammer und Elend zu erzählen, seit das verdammte wälsche Steingut, oder wie sie den Plunder heissen, in Aufnahme gekommen ist. Verderben müssen wir alle, sammt Weib und Kindern. — — Alles Nichts, lauter Nichts: brummte ein verdorbener Buchbinder, der sich zuletzt von einer Lotteriekollekte genährt hatte. Seit der Teufel dem Kammerpräsidenten den närrischen Gedanken einblieſs, das Lotto zu verbieten, seitdem erst geht Alles dem Krebsgang. Vorher kam doch noch brav Geld ins Land; da ward doch Mancher, der am Abend vorher noch am Hungertuch nagte, über Nacht ein steinreicher Mann. Nun müssen wir darben, und in etlichen Jahren, man wird es schon sehen, sind wir alle vollends zu Grund gerichtet. . Zumal, setzte ein hagerer Schneider hinzu,

nun auch die Leichentrauer aufgehoben ist. — Und besonders zischelte ein wohlbeleibter Krämer hinzu, seit dem man jetzt das Militär in inländisches Tuch zu kleiden anfängt. — So ging das Klagen der Reihe nach herum. Endlich kam man durchaus darinn überein: in jedem Lande sey es besser zu leben, als in diesem Fürstenthum.

Nur ein junger Bürger, der als Goldschmied mehrere Provinzen Deutschlands durchwandert hatte, sass stillschweigend da, und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. — Seht Ihr da den Hanns Sonderling? sagte endlich der Barbier: *Dem* ist Alles, was wir da mitsamen diskurriren, wieder nicht recht. Vermuthlich hat er auf seiner Wanderschaft *Alles besser* gesehen? — Besser nicht, gab der Goldschmied ruhig zur Antwort: aber wohl schlimmer und betrübter, als es bei uns ist. Ich sage immer: Wer seine Heimat, sein Vaterland recht lieb haben, sein Stükchen Brod in süsser Ruhe und mit zufriedenem Herzen verzehren will, der muss in fremde Länder

reisen und sehen, wie es da aussieht. Nachbarsleute, wüsstet Ihr, was ich weifs, auf den Knieen würdet Ihr Gott danken, dafs Ihr unter unserm guten, lieben Landesherrn lebet. Stosst an mit mir! *Lang lafs ihn Gott zu unserer und unserer Kinder Wohlfahrt leben!* Alle, durch diesen biedern Aufruf gewecket, stiessen an und leerten ihr Glas. Der brave Goldschmied fuhr darauf fort. Wahr ist's, unser Land ist lang nicht so gesegnet und fruchtbar, als ich manches andere Land sah. Aber es trägt doch Alles, was wir zur Leibesnahrung nöthig haben. Was der Bauer aussäet, das darf er doch ärndten, darfs doch an uns um einen billigen Preis verkaufen. Anderswo durchwühlen ganze Triebe von wilden Schweinen die Aecker, und Heerden von Hirschen fressen über Nacht die liebe Saat ab, und am Morgen darauf sieht der Landmann mit Thränen in den Augen, seinen schönen Acker verwüstet, durchwühlt und alle seine Hoffnungen zu Schanden getreten. Was er sich durch Umzäunungen,

Nachtwachen und Nachtfeuer vor dem Wilde geschützet hat, das kauft ihm der Fürst nach einem Durchschnittspreise ab, und verkauft es dann wenigstens doppelt höher an den Bürger und Handwerksmann. Mehr als Ein Mahl sah ich hundert Arme vor Hunger schmachten, oder an einem harten Stücke Gerstenbrod käuen, und hundert fürstliche Hunde das schönste Waizenbrod fressen. Gerade wann der Bauer sein Feld bestellen soll, mufs er oft ganze Wochen lang Jagdfrohnen thun, mit Lebensgefahr das hohe Wild zusammentreiben, oder bewachen, und dann, wann die befste Zeit vorüber ist, erst seinen Acker unter Seufzen und Aechzen bestellen. Habt Ihr wohl dergleichen je in unserm Lande gesehen? Bei uns ist ja der Bauer selbst ein halber Fürt! — Vom Soldatenleben will ich gar nichts sagen. Bei uns reissen sich die jungen Bursche drum, etliche Jahre lang dem Kalbfelle nachzulaufen. Sie haben ihre gute Löhnung. Zur Sommers- und Herbstzeit geht jeder auf sein

Dorf hinaus auf Urlaub, und kann den Seinigen bei den Feldgeschäften an die Hand gehen, oder sich sonst auf eine ehrliche Weise ein schönes Stück Geld verdienen. Kein Offizier darf es wagen, ihn nach Gefallen zu Schanden zu brügeln, um fremden Aerger auszutoben. Keiner von den Soldaten liegt uns im Hause und über Tische zur Last, nachdem für die wenigen Regimenter die eigens gebauten Kasernen hinreichen. Das ist, wie ihr es alle wohl wissen könntet, in manchen Ländern freylich nicht so, sondern ganz anders! Uiber das Lotteriewesen und dergleichen hab' ich euch schon oft meine Meinung gesagt. Ich büfste aber dabei immer nur ein, und behalte also lieber meines Herzens Gedanken bei mir. — Allein über Steuern und Abgaben zu klagen: — Vergebt mir meine Freymüthigkeit! — ist Bosheit, oder Unsinn. Sagt mir doch das Land in der ganzen weiten Welt, wo man die nicht geben mufs? — Soll dann der Fürst allein von der Luft leben, und der einzige im Lan-

de seyn, der etwas umsonst thut? Ein Arbeiter ist doch seines Lohns werth. Und meint Ihr, Land und Leute regieren, sey ein Kinderspiel? *Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!* Bei dieser Regel bleib' ich, und gebe das Meinige, so wenig es auch seyn mag, gern und mit willigem Herzen hin. Ihr solltet ein Mahl nur ein Vierteljahr lang unter manchem andern Herrn stehen! Durch die halbe Welt würdet Ihr laufen, um wieder unserm lieben, gütigen Fürsten anzugehören. Bei uns kann sich ungehindert Jeder ehrlich und redlich mit seiner Hände Arbeit nähren, und wer nur arbeiten und sich's sauer werden lassen will, findet gewifs sein Auskommen. Wer aber das nicht will, der reise in das mir unbekannte Schlaraffenland, wo Schuhe und Kleider, Schlösser und volle Geldbeutel auf den Bäumen wachsen sollen. Da wird er freilich nur schütteln dürfen, und Alles wird ihm in den Schofs fallen nach Herzenslust. —

Die Gesellschaft fing bei diesem zu rech-

ter Zeit angebrachten Scherze des Goldschmieds herzlich zu lachen an. Er möchte doch so unrecht nicht haben, meinten nun die Meisten. Sauer müfste man sich es freilich in der Welt werden lassen, wo es auch immer wäre. In dem Augenblicke schlug es Zwölf Uhr, und man trank das neue Jahr *auf Fürst Adolfs Wohlseyn und langes Leben*.

Auch auf der Schlofshauptwache ward das neue Jahr von weit Mehreren unter mürrischen und unzufriedenen Klagen, als mit heiterm, frohem, leichtem Herzen erwartet. Der die Wache habende Offizier, der in seinem an die Wachstube stossenden Zimmerchen wegen des Lärms, den die Soldaten beim Spiel und einem Glase Brandwein machten, nicht schlafen konnte, gofs in folgendem Selbstgespräche seinen Unmuth und die Unzufriedenheit mit seiner Lage aus. Das dreyssigste Jahr habe ich in einer halben Stunde nun auch auf dem Rücken, seit ich den Rock da trage, und bin immer nichts weiter, als ein armseliger Stabskapitän! Noch läuft es im-

mer in einem ewigen Zirkel herum, von der Wache abziehen und wieder aufziehen, den Tag mit Exerziren, und die Nacht auf der Hauptwache zubringen, wo ich vor Getöse, Lachen und Fluchen der Bursche da drüben, keine ganze halbe Stunde Ruhe und Schlaf geniessen kann. Ein junger Laffe nach dem andern, der mit dem Fürsten, oder den Ministern in irgend einer Verbindung steht, keinen Schufs Pulver gerochen, nie, als vom Fenster aus, ins Feld hinaus geguckt hat, springt mir vor, setzt sich mir keck vor die Nase hin, rückt von einem Posten zum andern vor, und ich, alter Haudegen, sitze da, rackre mich ab, und mufs dem Wesen geduldig zusehen, bis man mir die letzte Salve ins Grab mitgibt! — Ist das nicht ein Hundeleben, dem man je eher, je lieber, mit einer Kugel vor den Kopf ein Ende machen sollte? — — Das wäre aber wohl auch ein recht gescheiter Einfall, über den die Fähnriche und Lieutenants gar herzlich ins Fäustchen lachen würden! — Die

armen Teufel gucken einem ohnedies immer so erbärmlich ins Gesicht, als wollten sie ausspähen: ob man nicht blafs aussehe, oder an der Schwindsucht leide, und ihnen bald durch einen seligen Abschied aus diesem Jammerthal Platz und Luft zur Beförderung machen wolle? Nein, da ists bei meiner armen Seele! doch immer noch klüger, als Kapitän auf der Welt herum zu kriechen. Ich denke der Zeit noch wohl, da ich dachte, wenn du nur erst einmal Kapitän wärst! da sollte kein unzufriedener Laut mehr über deine Lippen gehen. — Nun was will ich? Kapitän bin ich — und ewig wird der Major und mein fünf und sechszigjähriger Hauptmann doch auch nicht leben! Eh man sich's versieht, wird das Zipperlein bei ihm einwärts treten, und dann hab' ich eine Kompagnie. Es lebe die Hoffnung! — rief der Kapitän, sprang von seinem Feldbette auf, leerte das letzte Gläschen Wein, das noch auf dem Tische stand, und rief seinen Furierschütz, um ihm eine Pfeife Knaster zu stopfen. —

Das ist doch gewifs der befste Taback in der Welt, der Knaster! sagte der Furierschütz, indem der Kapitän die Pfeife anbrannte. Gierig zog er den Wohlgeruch mit beiden Naselöchern an sich. — Ich verstehe dich! sagte der Kapitän, und reichte dem Kerl die Tabacksbüchse hin, um sich auch eine Pfeife zu stopfen. Mit hundert Kratzfüssen nahm dieser die Gunstbezeugung an, stopfte seine Pfeife fest voll, und ging aus dem Zimmer.— Armer Teufel! sagte der Kapitän bei sich selbst: wie glücklich ihn schon eine einzige Pfeife Knaster machen kann! und ich rauche deren täglich ein Duzend, und spreche noch von Hundeleben und einer Kugel vor den Kopf?— Was wir Menschen doch für ein undankbares Geschmeifs von Geschöpfen sind!—

Stillschweigend steckte der Furierschütz in der Wachtstube draussen seinen Knaster an. Schwerenoth! riefen die alten Grenadiere, sobald sie den Balsamgeruch merkten: der ist dem Kapitän wieder über die Büchse gekommen! Kein Mensch hat es doch auf der Welt

besser, als ein Furierschütz! Die ganze Nacht durch darf er in der warmen Stube sitzen, während uns die Zähne auf dem Posten klappern, und statt des trocknen Kommisbrodes, füttert er sich mit den Leckerbissen, die der Kapitän überläßt, und raucht obendrein Knaster! Wenn man doch lauter Furierschützen auf der Welt brauchte! — Sagt lieber, lauter Offiziere! brummte ein alter Schnurrbart: da verlohnte sich es doch der Mühe, Soldat zu seyn und Fürsten zu dienen! — Hast wohl recht, *Zofal!* sagte ein anderer, schon halb grauer Musketier: die Offiziere haben wahrlich ein Leben, wie man's nur im Himmel haben mag. Geld nehmen sie alle Monat ein, wie Heu; kaum kommt ihnen des Tags ein Tropfen Wasser über die Zunge; Jahr aus, Jahr ein essen sie nichts als Braten, Pasteten und Schinken; trinken nichts, als Wein und Punsch; rauchen nichts, als Knaster, das Pfund zu zwey Thalern. Auf der Parade dürfen sie nichts, als kommandiren und sakermentiren, und des Nachts, auf der Wa-

che sich auf beide Ohren hinlegen, und bis an den hellenlichten Tag schnarchen. Da läfst sich's, meiner Treu! gut leben; da weifs man freilich nicht, was Noth auf der lieben Welt heifst! Aber Unser einer, Gott erbarm's! Wenn man des Tages von einem Groschen oder anderthalb, und von seinem Kommisbrod leben, Bier, Taback und andere Kleinigkeiten davon bezahlen, oft noch Weib und Kind ernähren soll, alle drey Tage auf die Wache ziehen, auf dem Posten sich halb krumm und lahm stehen und zu Schanden frieren, und noch obendrein sich wegen jeder Kleinigkeit aushunzen, oder zum Krüppel schlagen, und am Ende wohl gar todtschiessen lassen mufs, da wird einem wahrlich das Lachen theuer, und die Lust zum Leben endlich verleidet! — *Abgelös't!* schrie hier die Schildwache draussen, weil es *zwölf* Uhr schlug. — Das Jahr fängt schon wieder gut an, sagte *Zofal*, indem er mit den übrigen unwillig aufsprang. Und brummend gingen die Soldaten hinaus, um wieder

eine Stundelang zum neuen Jahr auf dem Posten zu frieren.

Hm, Hm! sagte der Kapitän, der an der dünnen Wand seines Zimmers gehorcht und Alles mit angehört hatte: Wer hat nun Recht, sich über sein Schicksal zu beschweren? Ich, oder meine Soldaten? — Wenn doch jeder, dem sein Tornister voll Grillen und Sorgen zu schwer vorkommt, den Tornister seines Nebenmanns, oder gar seines Untergebenen aufheben, und einige Wochen herumschleppen müfste; er würde bald nach seinem eigenen sich wieder umsehen. *Ich danke Gott, dafs ich bin, was ich bin.*

Am äussersten Schlofsthore stand ein junger Bauerbursch, der erst vor fünf Monaten Dienste genommen hatte, weil ihm die Feldarbeit zu schwer vorgekommen war, auf dem Posten und brummte, weil ihm das vorhin in der Wachtstube gehaltene Gespräch noch im Kopfe herum ging. Das ist doch sicher ein verfluchtes Leben, das Soldatenleben! sagte

er. Der Teufel hat es mir eingegeben, meinen Hof, auf dem mir so wohl war, zu verlassen, und die Flinte auf die Schulter zu nehmen. Wenn's nicht bald besser wird, so desertire ich und laufe auf und davon. Ist das nicht eine entsetzliche Nacht, so stürmisch und kalt, dafs man auf meinem Dorfe jetzt gewifs keinen Hund heraus jagen würde. Und ich mufs da eine Stunde lang hinstehen und zum Eiszapfen frieren, ohne dafs ein Mensch weifs: Warum? So miserabel und erbärmlich geht es gewifs keiner Seele auf der Welt, wie mir! So jammerte der junge Kriegsheld, und blies in seine, vom Frost halberstarrte, hohle Hände, als eben ein Nachtwächter die Strasse herab kam, und die Stunde ausrief. — Auch noch auf, Alter? sagte der Soldat, da der Wächter bei seinem Schilderhause vorbei ging: Nachtwächter und Soldaten sind doch gerade die geplagtesten Geschöpfe auf Gottes Erdboden! — Wohl wahr, sagte der Wächter, wenn von Unser einem die Rede ist. Aber

Ihr Herrn Soldaten müfst Euch mit uns nicht vergleichen. Ihr habt gegen uns ein Herrnleben! — — Was? ein Herrnleben? fragte der Soldat. — Ja es bleibt dabei! erwiederte der Nachtwächter: ein Herrnleben habt ihr, gegen uns. Denn was will das heissen, in der Woche zwey- oder drey Mahl auf die Wache ziehen und alle drey Stunden ein Mahl in's Schilderhaus hinstehen, wo Ihr vor Wind und Schnee und Regen Obdach habt, und Euch dann wieder zwo Stunden lang in der warmen Stube gütlich thun und schlafen könnt. Aber Uns müfst Ihr von Trübsal und Strapazen reden lassen, wenn man Jahr aus, Jahr ein, jede Nacht, die Gott gibt, die Strassen auf- und abwandern, sich von jedem Winde durchblasen, oft vom Regen durch und durch nässen, oder den Schnee auf sich frieren lassen, wenn die ganze Christenheit schläft, sein: *Wohlan, laſst Euch sagen!* rufen, und bei Tagesanbruch, wenn man voller Schlaf und Sterbens matt ist, wieder an die Arbeit gehen mufs, um Weib

und Kind nicht Hungers sterben zu lassen! Das, Herr! das will etwas mehr, als Euer Schildwachestehen heissen . . . Nun in Gottes Namen! Adieu! Ich muſs wieder weiter. — Wohl wahr! sagte der Soldat: Unser einem gehts doch nicht allein sauer auf der Welt. In einer halben Stunde werde ich ja wieder abgelöset. —

Halb erfroren, über und über mit Schnee bedeckt, und vom rauhen, ihm ins Gesicht schneidenden Winde ganz durchblasen, zog nun der alte, arme Nachtwächter seufzend die Seitenstrasse hinab, dachte bei sich selber: So ein armseliges, jämmerliches Leben muſs doch kein Mensch in der ganzen Stadt führen, wie ich! Jezt blieb er vor einem niedern Hause stehen, indessen unterstem Zimmer er Licht sah, und eine kläglich ächzende Weiberstimme hörte. — Ach, du lieber Gott! sagte der Wächter, nachdem er eine Zeitlang gehorcht hatte: Krank seyn, geht doch über alles Elend! Die arme Lene

treibt das nun schon so ein Vierteljahr in Einem fort. Ich mag hier vorbei gehen, in welcher Stunde der Nacht ich will, so höre ich sie ächzen und wimmern. Ich bin doch gesund. Was will ich mehr, so arm ich bin? — Und nun ging er weiter und leyerte das schöne Lied: *Wer wohl auf ist und gesund:* halb laut vor sich hin.

In dem Hause der armen *Lene* schien auch wirklich das Elend seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben. Sieben, gröfstentheils noch unerzogene Kinder, hatte sie, nebst ihrem Manne, bisher kümmerlich ernährt, indem er Holz hackte, und sie durch Waschen täglich drey oder vier Groschen verdiente. Allein seit einem Vierteljahre konnte sie, wegen eines so schmerzhaften, als gefährlichen Schadens auf der Brust, nicht nur ihrem Gewerbe nicht mehr nachgehen, sondern mufste noch dazu Tag und Nacht unter den allerempfindlichsten Schmerzen, meistentheils ohne Schlaf und Ruhe, im Bette zubringen.

Acht Thaler, die sie sich nach und nach von ihrem und ihres Mannes kärglichem Verdienste als einen Nothpfenning zusammen gesparet hatte, waren bereits für Arzt und Arzneymittel ausgegeben; und nun blieb auch der Arzt, unter dem Vorwande: ihr sey nicht mehr zu helfen, ganz aus. Eine alte, menschenfreundliche arme Wittwe, die bisher noch täglich einige Stunden bei ihr zugebracht und sie verpflegt hatte, kam jetzt ebenfalls nicht mehr, weil sie selber krank war. Also mufste der Mann zu Haus bleiben, und ihrer warten; konnte folglich wenig, oder nichts mehr verdienen. — Ach Weib, so sprach er am Abend des letzten Tages im Jahr zu ihr: Wie wird es dir und mir und unsern armen Kindern im nächsten Jahre gehen? Gott und Menschen haben uns verlassen; zuletzt mufs ich verzweifeln und — — — Ei, lieber Mann! weg mit diesen bösen Gedanken! sagte die fromme Leidende: Glaube mir, *wer fest auf Gott vertrauet, und arbeitet, den wird er seiner nicht verlassen!*

Am Ende wird es auch bei uns gewiſs noch besser werden.

Indem sie noch so hin und her sprachen, und der betrübte Mann etwas ruhiger zu werden anfieng, klopfte Jemand an die Thüre, und brachte in einem versiegelten Papier drey schwere Goldstüke. In dem Papier stand weiter nichts, als die Worte: *Von einer unbekannten Freundinn frommer Armen.* Die unbekannte Freundinn war *Wilhelmine*, *Adolfs* Gemahlinn, die sich ein eigenes Geschäft daraus machte, wahre, hilflose Arme auszuforschen und ihre Putz- und Unterhaltungsgelder mit ihnen zu theilen. *Lene* und ihr Mann waren stumm vor Freuden und konnten nur weinen. Siehst du? sagte *Lene*: Am Ende wird es besser. Hohl doch etwas Brod für unsere Kleinen! Denn sie haben heut noch wenig gegessen. — Der Mann holte Brod, und unterdessen betete *Lene* für ihre unbekannte Wohlthäterinn. Hier ist Brod, sagte der Vater zu seinen Kindern, indem er wieder zurückkam. Euch und mir

ist jetzt geholfen! Ich bin nun ein reicher Mann. Aber du, *Lene*, du dauerst mich mit deinen Schmerzen. — Auch mir wird Gott helfen, sagte *Lene*: sey du meinetwegen ganz unbesorgt! Ein seliger Tod machet der gröfsten Noth auf Ein Mahl ein Ende. O das ist eine herzstärkende Wahrheit, denn da oben wird kein Schmerz, kein Geschrey, keine Thräne mehr seyn! . . . *Jakob*, sey nicht so betrübt! Gott wird mir helfen, und man sieht sich ja dort wieder.

Eine halbe Stunde nach diesem rührenden Auftritt bekam *Lene* die fürchterlichsten Anfälle von Schmerzen, so dafs sie oft laut aufschreyen mufste. Sie selber sagte, so schrecklich sey's noch nie gewesen. Ihr Mann wollte den Arzt holen, aber sie verbat es sich, weil, wie sie meinte, nun Alles zu spät sey. So dauerte es, bis nach Mitternacht, wo der Nachtwächter eben vorbeiging. Nun lag sie äufserst schwach, kläglich ächzend, aber ruhiger da. — Lebe wohl, *Jakob!* sagte sie endlich, mit leiser

Stimme. Lebe fromm und redlich, und sorge dafür, dafs unsere Kinder auch immer so leben. Das ist das Befste. Mit mir geht' es jetzt zu Ende. — — Weine nicht! Es ist mir so wohl, da meine Leiden aufhören. Mit diesen Worten verschied die fromme *Lene* und ihre Leiden hatten den Nachtwächter überzeugt, dafs er sich nicht elend und unglüklich nennen dürfte, so lang er gesund und zur Erwerbung seiner Nahrung noch fähig wäre, und dafs es auch dann immer Unrecht sey, an Gottes Hilfe und guter Menschen Beistand zu verzweifeln.

Folgen aufgereizter Eifersucht.

Gleich jeder Leidenschaft führet auch die Eifersucht, gemässigt, zum Ziele, und wirft über dasselbe hinaus, wenn nicht Vernunft sie beherrschet. Anfänglich begnüget sich der Eifersüchtige, in schönerem Lichte, mit grössern Vorzügen, als der Nebenbuhler, zu erscheinen. Merket nun die Geliebte, dafs es in Rüksicht auf diesen geschieht; wie leicht wird sie verleitet, sich gegen denselben gefällig zu zeigen, und sollt' es auch nur seyn, um jenen in Athem zu setzen, dafs er sich um Erwerbung noch grösserer Vorzüge bestrebe. Der Eifersüchtige thut beinahe das Unmögliche, nur um sich gefällig zu machen. Um der Geliebten willen überwindet er sich nicht selten so sehr, dafs er selbst dem Nebenbuhler, der ihm bei ihr im Wege stehet,

die verbindlichste Aufmerksamkeit beweiset. Welch ein hoher Sieg für die Schöne! Die Liebe, welche sie einflöfst, kann sogar den Hafs, die Mifsgunst, womit das Herz des Liebhabers gegen den Mitwerber angefüllt ist, auf eine Zeitlang dämpfen. Die holde Zauberinn gleicht jener Dame, welche die verschiedensten Thiere, einen Hund, eine Katze, eine Maus und einen Sperling, ganz friedlich aus einer Schüssel zusammen zu schmausen, gezwungen haben soll. Aber wehe dem Weibe, das durch Mifsbrauch ihrer Herrschaft den Sklaven zur Empörung aufreizt, das Gefühl beleidigten Hochmuths weckt! Alsdann artet die Eifersucht in fürchterliche Rache aus. Des fruchtlosen Nachgebens müde, sieht der Liebhaber sich für alle seine Aufopferungen mit Undank und Verhöhnung bezahlt, und ist nur selten Mann genug, die Beschimpfung zu überleben.

Mifs Ray, die Tochter eines armen Landmannes, beherrschte lange Jahre schon den *Lord Sandwich*. Zugleich hatte sie das Un-

glük, dem Herrn *Akland*, einem schönen jungen Geistlichen, Liebe einzuflössen. Da sie fand, dafs *Lord Sandwich* immer älter ward, und sie leicht ein Mahl verlassen könnte; so gab sie dem jungen Geistlichen, der ihr wirklich sehr wohl gefiel, einige Hoffnung dafs sie den *Lord* verlassen und ihn heyraten wollte. Von Zeit zu Zeit drang nun der gute *Akland* in die *Mifs*, die ihm gemachte Hoffnung zu erfüllen. Allein sie befand es noch nicht für gut, in sein dringendes Gesuch zu willigen. Immer forderte sie Aufschub, immer gab *Akland* nach, bis seine Geduld ganz erschöpft war. Voll Unmuth, Aerger und Eifersucht pafste er nun eines Abends den Augenblick ab, da *Mifs Ray* mit ihrer Freundinn aus dem Schauspielhause herauskam. Rasch schofs er sie mit einem Pistol durch den Kopf und feuerte das andere nach seinem eigenen ab. Allein die Richtung war im Hast zu schräg genommen, die Kugel glitt längs der Hirnschale hin und beschädigte den armen *Akland* nur sehr wenig. Er wurde

auf der Stelle ergriffen, fest gesetzt, verhört, verurtheilt und wegen des Mordes gehangen.

Der Franzose und der Engländer.

Montesquieu und *Chesterfield* waren zu einer Zeit in Venedig, und stritten oft über den Vorzug ihrer Nazionen, indem jener die Munterkeit der seinigen, dieser die kalte Vernunft der Engländer erhob. Eines Tages trat ein Fremder in *Montesquieu's* Stube, welcher damals schon Beobachtungen zu seinem unsterblichen Werke *Geist der Gesetze* sammelte. „Ich bin," sprach der Fremde „ein Freund ihrer Landsleute, weil ich lang in Frankreich gelebt habe. Man ist mir daselbst so gut begegnet, dafs ich gern einem jeden Franzosen dienen möchte. Diefs ist die Absicht meines Besuchs. Sie sind,

fuhr er fort, mit einer gefährlichen Neugierde behaftet, die man nirgends weniger, als in Venedig, verzeiht. Sie fragen nach allem, was vorgeht. Sie wollen Geheimnisse ausforschen, und ich weis sogar, dafs Sie Mancherlei — vielleicht zum Gebrauch irgend eines fremden Hofes, aufgeschrieben haben. Wenigstens so beurtheilt das geheime Inquisizionsgericht Ihr Betragen, welches darum heut früh beschlossen hat, Sie erster Tage aufheben zu lassen. Denken Sie also auf Ihre Sicherheit." — Der Fremde ging weg, ohne das Geschenk, das *Montesquieu* ihm machen wollte, anzunehmen. Ganz bestürzt, warf er nun alle seine Papiere ohne Zeitverlust in's Feuer, und lief zu *Chesterfield*, um ihm den Vorfall zu erzählen. — „Ich glaube," sagte dieser nach einigem Nachdenken, „dafs diese Begebenheit wohl unsern Streit „entscheiden dürfte; denn ein gelassener Eng„länder hätte die Sache zuvor ein bischen „genauer untersucht. . .

Montesquieu. (einfallend), Und sich muthwillig einer grofsen Gefahr ausgesezt?

Chesterfield. Die mir eben nicht so nahe vorkommt. Denn, bedenken sie doch, ob es wahrscheinlich sey, dafs ein Vertrauter der Statsinquisizion einem Fremden ihre Entschliessungen verrathen, und aus Dankbarkeit für die in Frankreich genossene Höflichkeit seinen Kopf in Italien wagen würde?

Montesquieu. Was hätte aber des Menschen Absicht seyn könne?

Chesterfield. Sie zu betrügen, vermuthlich. Vielleicht war es ein Glücksritter, der Bekanntschaft, der Gelegenheit suchte, der Sie bestehlen wollte. —

Montesquieu. Das scheinet nicht; denn er hat sogar mein Geschenk ausgeschlagen.

Chesterfield. Aber Sie haben Ihre Papiere verbrannt. Das war allzu übereilt. Mit ein wenig englischer Kälte hätten Sie lieber den ganzen Auftritt für einen Scherz gehalten. —

Montesquieu. Für einen Scherz?

Chesterfield. Allerdings, lieber Freund! denn dieses war er wirklich, und mich kostet der Spafs nicht mehr, als zween Zechine. Ihr

Warner war mein Schneider, und er hat seine Rolle nur allzugut gespielt.

Der Wasserfall bei Karfreit.

Werk des ewigen Baumeisters, dreifacher herrlicher Wasserfall! unerreichbar der Kunst unnachahmlich der sinnreichsten Menschenerfindung. Hier, an diefs berauchte niedre Mühldach gelehnt, bewundre ich an Dir des schöpfenden Wesens unverkennbare Meisterhand. So was Grosses sah mein aufmerksames Aug von Deutschlands Ozean bis zum Adriatischen Meer nicht — vom Karpatengebirge bis zu Rübezahls fabelhafter Residenz nicht. Uuwillkürliches Staunen, heiliger Schauer, ungefühlte Wonne bebt mächtig mein fühlbares Selbst durch, und alles um mich herum bleibt jetzt von mir unbeobachtet — klein — Nichts.

Wie sich da aus dem still fortwälzenden Bache mit plözlichem Ungestümme mannichfaltig gebrochene Wasserwogen herabstürzen, schäumend weiter rollen, und wieder hinunterfallen, sich dann schlängelnd zwischen niederes Gesträuch verlieren, aufs Neue zum Vorschein kommen und endlich tobend und tosend zum dritten Mahle hinab stürzen. Welch ein überraschendes Schauspiel für meine Sinne!

Harmonische Geräuschs fallender Fluten. In einem mit jungem Gebüsche und hohen Bäumen umkränzten Kessel zwo klappernde Mühlen an beiden Seiten des schönen Abfalls und hier am dritten Sturze des friedlichen Baches die kleine demüthige Mühle des armen *Jacob*. Dort im fernen Hintergrunde doppelte Reihen steiler Gebirge, zum Theil mit ewigem Winter bekleidet, und nähere Hügel mit schlanken Birken und hartem Ahorn gekrönt. Da gegenüber ein frey ins Aug fallender Thurm eines alten Tempels, und hier tiefer im Vorgrunde zwischen den Wipfeln zitternder Espen sich hervordrängende Stroh-

dächer des ämsigen Landmannes. Rechts der in mancherlei Krümmungen forteilende Bach, links eine unabsehbare Strecke blumigter Wiesen. . . . Welch eine reizende, herrliche Aussicht in dieser Stellung!!

Unaussprechliche Begeisterung füllet meine, nur der holden Natur offene Seele, und herzlicher Dank strömet zum unsichtbaren Sitze des Ewigen, der einst sagte: *Es werde!*

Der kluge Ehemann.

Ein reicher Graf, der dem State in einem der ansehnlichsten Aemter diente, fühlte erst nach dem Verlaufe eines halben Jahrhunderts den Beruf zum Heyrathen in sich. Ein Mann, wie er, hatte das gewöhnliche Schicksal alter Junggesellen nicht zu befürchten. Man wetteiferte vielmehr um die Ehre, und

den Vorzug, Anverwandter eines so wichtigen Mannes zu werden. Das Loos fiel auf Fräulein *Karoline*, die Tochter eines pensionirten, verdienstvollen Offiziers, — eine achtzehnjährige Blondine, in welcher sich alle Reize der Jugend und Schönheit vereinigten. Sie war unter sechs Schwestern die jüngste und schönste, aus einer uralten, und ansehnlichen Familie entsprossen, die sich um das Vaterland sehr verdient gemacht hatte, deren Verdienste aber den Wirkungen der Eifersucht und des Neides unterliegen mufsten. Dazu kamen noch verschiedene Unglüksfälle, welche den häuslichen Umständen ihres Vaters eine so üble Richtung gegeben hatten, dafs er sich gänzlich ausser Stande sah, länger in der Hauptstadt zu bleiben. Er war, seinen Grundsätzen gemäfs, diese Pflicht seinen Kindern um so mehr schuldig, als er wufste, dafs das Hofleben für ein armes Fräulein mit zu vielen Gefahren für seine Tugend verbunden ist. Seine Kinder mufsten durch gute Eigenschaften das erset-

zen, was ihnen das Glük grausam versagte. — Ach! und das zarte, sanfte Tugendgefühl wird nur allzu oft im glänzenden Gewühle menschlicher Gebrechen erstickt. — Es ist allerdings wahr, der Umgang mit Menschen am Hof schleift das Rauhe ab, ihre Gesellschaft gibt Glanz und Anstand, befördert wohl auch zuweil die Fortschritte des Verstandes; aber sie tödtet dagegen das aufkeimende Genie, vernichtet die eigenthümlichen Züge der Rechtschaffenheit, und versetzet uns unter die Heerde von Leuten, die ihre Täge mit geschäftigem Nichtsthun vergeuden.

Karolinens Vater kaufte von dem Reste seines zusammengeschmolzenen Vermögens ein Landgut, und zog, verkannt, und verfolgt, mit seiner zahlreichen Familie auf diesen ländlichen Rittersitz. Hier war es, wo der chelustige Graf seine Schöne kennen lernte. Gerührt von den biedern Gesinnungen dieses edlen Kriegers, und fest entschlossen, ihn durch seinen mächtigen Einfluſs zu unterstützen, reichte er *Karolinen* eine Hand, die

freilich bei dieser Wahl mehr die Gesinnung ihres geliebten Vaters, als ihr eigenes Herz, zu Rathe gezogen zu haben schien. Ihr lebhafter Geist, und ihre entschiedene Vorneigung zur Eitelkeit, machten sie überdiefs auch gegen das Landleben mehr, als gleichgiltig, und so eilte sie, um sich als Frau Gräfinn bald im vollem Glanze der Welt zur Bewunderung darstellen zu können, vom stillen Lande der geräuschvollen Stadt mit Vergnügen zu..

In der That wuste sich *Karoline* in ihre veränderte Lage vortreflich zu schicken. Bald wurde sie den steifen abgemessenen Ton und die zwangvollen höfischen Sitten gewöhnt, und dachte nur mit Eckel an die stille traurige Täge zurük, die sie einst auf dem Lande verlebt hatte, ohne die Gefahren der Verführung zu ahnen, welche in Städten auf schuldlose Geschöpfe lauern.

Der Graf hatte, seines Amts wegen, zu seiner Erleichterung einen jungen, sehr geschickten, fleissigen und seinem Werke vollkommen gewachsenen Mann zum Sekretär,

der zugleich zu viele körperliche Vorzüge besafs, als dafs er auf die Frau Gräfinn keinen Eindruk hätte machen sollen. Der Graf erlaubte seiner Gattinn, sich, zu ihrem Briefwechsel, seines Sekretärs zu bedienen. Hierdurch gofs er Oël ins Feuer! — Mann stelle sich zwey junge Leute vor, die an Lebhaftigkeit und Schönheit mit einander wetteifern, die ganze Stunden miteinander allein zubringen, und man wird die Folgen einer solchen Freyheit sehr leicht berechnen können. Kurz: die verliebte Briefstellerei wurde so unvorsichtig betrieben, dafs eines Morgens ein Kammerdiener des Grafen ganz zufälligerweise Gelegenheit hatte, sich von dem Eifer zu überzeugen, mit welchem dieses kützliche Geschäft besorgt wurde. — Ohne Zeitverlust hinterbrachte er seinem Herrn, was er eben gesehen hatte. Sogleich ging dieser mit abgemessenen Schritten in das Schlafzimmer seiner Gattinn, um sich selbst davon zu überzeugen, und — — — erblikte zum grösten Erstaunen den Sekretär in Ihren

Armen. Dieser wirft sich seinem Herrn zu Füfsen, und bittet mit thränenden Augen um Gnade und Verzeihung, während die lüsterne Eva, mit Scham und Reue bedekt, es nicht ein Mahl wagte, den Blicken ihres grofsmüthigen Mannes zu begegnen. — Der Graf benahm sich hier als wahrer Filosof und Menschenkenner! Es war ihm mehr darum zu thun, die Ehre seines Hauses zu retten, als diese schwachen Geschöpfe seiner Rache aufzuopfern. In einem ernsthaften Tone untersagte er dem Sekretär, zu weinen, und schickte ihn auf sein Zimmer, ohne seiner Gattinn bittere Vorwürfe zu machen.

Die Art, mit welcher der Graf der üblen Lage der Sachen eine günstige Wendung zu geben wufste, ist besonders merkwürdig. Kaum war er auf sein Zimmer zurükgekommen, als er den schadenfrohen Ankläger seiner Gattinn zu sich rufen liefs, und ihn also anredete:

Du hast mich schändlich hintergangen! — Meine Gattinn ist unschuldig!

Kammerdiener. So müfsten mich nur meine Sinne getäuscht haben.

Graf (nach einer Pause). Du bist deiner Dienste entlassen! — Hier ist dein ganzer Jahreslohn!

Kammerdiener Euere Exzellenz! — Sie werden doch, wegen eines einzigen Fehltritts, einen treuen Diener nicht verstossen?

Graf. Du hast eine schwarze, eine häfsliche That begangen, indem du den guten Namen und die Ehre einer tugendhaften und unbescholtenen Gattinn vor den Augen der Welt verdächtig zu machen versuchtest! — Geh! du würdest nur mein Haus verpesten! —

So geschickt wufste dieser Edle sich und seiner Gattinn Glossen zu ersparen, welche geschäftige Zungen darüber würden verbreitet haben. Ja, er war noch so gefällig, seiner zweyten Hälfte bei dergleichen Fällen recht nachdrüklich mehr Behutsamkeit und Schonung für ihn zu empfehlen.

Wie manche Schöne wird über diese Begebenheit lächeln und den stillen Wunsch

im Herzen hegen, dafs alle Ehemänner mit menschlichen Schwachheiten so viel Nachsicht haben möchten!

Herkules.

Als *Herkules* die Erde wieder besuchte, fand er auf ihr drey wilde, verderbliche Ungeheuer — *Tyranney*, *Sofisterey* und *Heucheley*.

Die erste regierte, statt der Macht, die zweyte, statt der Wissenschaft, die dritte, statt der Liebe.

Er wufste, er müsse sie überwinden, wenn Ordnung, Vernunft und Herzlichkeit wieder unter den Menschen wohnen sollten. Leib und Leben war ihm also dafür nicht zu theuer. Einige kleine Unthiere, die jenes dreyfache Ungeheuer hervorgebracht hat-

te, waren von ihm wirklich schon muthvoll erlegt worden. Die Mütter selbst aber konnte er mit keiner Gewalt aus ihren Hölen ziehen, noch zum Kampfe bringen; denn sie hatten sich mit der *Unwissenheit* umschanzet. Alles, was er gegen sie that und unternahm, war vergebens.

Endlich nahm der *Tapfere* sich einen Streitgehilfen, den *Weisen*; denn er überlegte, dafs so lang die *Unwissenheit* nicht bei Seite geschaffet würde, der Untergang jener Abscheulichen nie zu hoffen sey, und dafs, wenn diese ein Mahl dahin wäre, nichts Schwächeres auf der Welt sey, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verstellung.

Der Pächter Williams.

Ein reicher, sorgfältig erzogener *Lord*, der den Geist aller Wissenschaften eingesogen hatte, dessen Herz jedem Eindrucke der Freude offen stand, trat, nach dem Tode seines Vaters, im fünf und zwanzigsten Jahre, mit dem Vorsatz in die Welt, ihre Freuden mit epikurischer Weisheit zu geniessen. Lang reisete er in fremden Ländern herum; glänzte an Höfen, bei Weibern und unter witzigen Köpfen; trieb manche spröde Tugend zu Paaren; schrieb Bücher; ward von Kennern gerühmt; von Stümpern gelästert, und sein Verdienst beleidigte selten, weil es immer nur durch den Schleyer seiner sanften Bescheidenheit strahlte. Er widmete sich hierauf einem thätigen Leben, verfocht die ge-

setzliche Freiheit der Nazion, diente dem Könige, und ward von allen Parteien geschäzt. Doch gelangen ihm nicht alle seine Entwürfe. Freunde verliefsen ihn, oft eben in dem Augenblicke, wann er ihrer am meisten bedurfte. Seine Vaterlandsliebe ward nicht immer erkannt, oft bis zum Verbrechen abgewürdigt. Thörichte Anschläge wurden durch eigennüzige Haufen zur Patriotenklugheit emporposaunt. Höflinge raubten ihm den Lohn seiner Tugend. Feinde sammelten sich, und zwar der unversöhnlichsten viele, solche nämlich, die ihn, ohne gegebenem Anlafs, beleidigt hatten. Das alles marterte anfangs und durchkältete endlich sein Herz. Seine Empfindung erschlaffte und glitt nun zuweil über Erscheinungen hin, die ihn sonst innigst erschüttert hätten. Er stieg von der feurigsten Menschenliebe zur Gleichgiltigkeit, und dann bis zur Menschenverachtung herab. In dieser Stimmung legte er seine Ehrenämter nieder, und dachte in der Stille über Wahrheit und Glück, Tugend und den Werth

der menschlichen Dinge nach. Jedes Vergnügen wurde nun mit Scharfsinn bis aufs Gerippe von Eitelkeit und Tand zerlegt, jeder Gegenstand mit dem Vergrösserungsglase so lang verfolgt, bis sich irgend ein eckelhafter Bestandtheil daran entdecken liefs. Endlich erschien ihm die Welt wie ein optisches Theater, wann die Kerzen verlöschen, und ein Stral des Tages den papierenen Zauber erleuchtet. Ha! rief er, und dich konnte diefs Possenspiel reizen? — *Freiheit* war ihm nun nichts mehr als ein leeres Huzzahgeschrei aus Sklavenhälsen. *Tugend* — eine Dame für einen Maskenball, (denn er hatte sich selbst bei mancher guten Handlung das Geständnifs eines schlechten Beweggrundes abgetrotzt). *Ruhmbegierde* — das Kennzeichen einer Krankheit. Was, sagte er, sind alle die grossen wichtigen Umwälzungen der Staten, der Menschheit, wenn man hinter dem Vorhange den Drat in der Hand des Gauklers erblickt hat, der die Sultane leitet! Was alle das Auf- und Abrollen der Szenen, diese Zeit-

abwechslungen in der Geschichte und der Natur, welche immer und immer einerlei wieder zum Vorscheine kommen, als wenn sie sich auf einer Uhrscheibe drehten! — Es ist Zeit, rief er an einem trüben Herbsttage aus, dafs der übergesättigte Geist aufstehe vom langweiligen Schmause.

Aber, murmelte er bei sich selbst, meine Abreise aus der Welt soll nicht dem Entspringen eines Wahnsinnigen aus dem Tollhaus ähnlich sehen. Erst will ich mein Haus bestellen, und dann abtreten lebenssatt von der ecklen Bühne. Mit diesem Vorsatze reisete er auf eines seiner einsamsten Güter, wo er in seinem Leben nur ein Mahl, und da blos wenige Täge, gewesen war, damit ihn, wie er sich's ausdachte, ja keine Erinnerung an die Freuden seiner Jugend, oder irgend eine Theilnehmung, wieder an's Leben fesseln möge.

In den ersten Tägen nach seiner Ankunft wurde von dem *Dorfprediger* zufällig in seiner Gegenwart der vergnügte *Williams* ge-

nannt. „Vergnügt?" — wiederholte der *Lord*: (Das Beiwort traf auf die Stimmung seiner Seele). — „Giebt's irgend ein solches Wandergeschöpf?" —

Dorfprediger. Auf diesem Gute, gnädiger Herr. *Williams* wohnt nur eine Viertelstunde von hier. —

Lord. Ein Spafsvogel vermutlich, der die Bauern in der Schänke belustigt? —

Dorfprediger. Keineswegs. *Williams* ist ein heiterer, vernünftiger Mann; und wollte Gott, dafs Sie keine schlimmere Unterthanen hätten! Er bleibt nicht einen Tag mit den Priestergebühren, auch nicht mit den Pachtgeldern zurück, und ist ein geachteter Mann im Kirchspiel. Er hat manchen weitaussehenden Streit unter Familien geschlichtet, manchen Nachbar mit Rath und That unterstützt, obgleich seine Stelle nur klein ist. Aber sein Acker ist besser bestellt, als einer. Er hat wüste Pläze urbar gemacht, und sein Haus ist ordentlich und reinlich; ich möchte wohl selbst darinn wohnen. Ihm entfährt nie ein mürrisches

Wort, und darum nennen sie ihn auch den vergnügten *Williams* in der Gemeine.

Lord. Den Mann will ich noch heut besuchen. Kommen Sie mit mir, lieber Herr Pastor!

Es war schon Abend, als der *Lord* mit dem Prediger bei *Williams* Wohnung ankam. Sie fanden den Alten im hellen Mondscheine vor seiner Thüre unter einem ästereichen Baume sitzen. Zween von seinen Enkeln spielten um seine Knie, und ein drittes Kind tändelte auf seinem Schoofse mit seinem weisen Haar, das über seine braunrothen Wangen herabhing.

Lord. Guten Abend, *Williams*!

Williams. Grossen Dank! *Williams* ward das Band gewahr, erinnerte sich des *Lords*, und fuhr aufstehend fort: Ei! — wenn ich recht sehe — Willkommen, gnädiger Herr! Sind wir auch ein Mahl so glücklich —

Lord. Wie geht's Euch, guter Alter? Denn dem Ansehen nach seyd Ihr eben nicht jung mehr. — In welchen Jahren, *Williams*?

Williams. Acht und sechzig, gnädiger Herr — aber ich denke noch mein Endchen zu leben, wenn es Gottes Wille ist.

Lord. Ihr seyd mit der Welt zufrieden, wie es scheint.

Williams. Warum nicht, gnädiger Herr? Reich bin ich eben nicht, aber doch fehlt's an keinem Guten — und weil Euere Gnaden eben bei uns einsprechen, und mein Pachtkontrakt auf Michaelis zu Ende geht; so wünschte ich, wenn es Ihre Gelegenheit wäre, den Kontrakt noch auf dreissig Jahre zu erneuern. — Ich und mein Vater haben uns lang auf der Stelle ernährt, und ich hoffe, sie ist nicht schlimmer geworden. — Wenn Sie mit mir zufrieden sind, gut! — Ich bin mit meiner Herrschaft zufrieden.

Lord. Gebt her, mein ehrlicher *Williams*, Euren Kontrakt, Feder und Dinte — Ich will ihn auf der Stelle erneuern.

Williams. Robert! — Gnädiger Herr — Feder und Dinte ist eben nicht im Haus. — Lauf, *Robert*, und hole des Schulmeisters

Dinte — und zieh dort dem Gänserich ein Paar gute Spulen aus! — Ich kann weder lesen, noch schreiben, gnädiger Herr. — Mein Vater war ärmer, als ich, und konnte nichts an mich wenden. Meine Kinder schreiben schon zur Nothdurft, aber nur in der Schule. Zu Haus giebt's immer was bessers zu thun.

Lord. Nicht lesen? — Das ist Schade! denn ein so vernünftiger Landmann sollte doch unsere Schriften vom Ackerbau lesen. —

Williams. Ei ja, gnädiger Herr — und das Pflügen darüber versäumen. Ich denke, nach meinem geringen Verstande, dafs man die Feldarbeit ohne Bücher lernen kann, weil mancherlei Handgriffe dazu gehören, die die Herrn Büchermacher nicht wohl wissen können. Unser seliger Pastor bestellte seinen Acker auch nach Büchern, schnitt aber nur selten die Aussaat wieder ab.

Lord. Aber sagt mir, *Williams*, Ihr seyd, wie es heifst, immer zufrieden. — Wo habt Ihr die Kunst, vergnügt zu seyn, gelernt?

Williams. Sie scherzen wohl, gnädiger Herr — Bei der Arbeit ist keine Zeit zu Grillen übrig. Denn, wer Honig essen will, mufs auch Honig machen helfen. — Das hab' ich dort von meinen Bienen gelernt. Wann ich erst meine Mahlzeit verdient habe, so schmecht sie mir noch ein Mahl so gut.

(Hier kam ein Hund, und bellte den *Lord* an, der zurüktrat und fragte: ob der Hund nicht etwa beisse).

Williams. Was wollt' er? Armes Thier! Er hat keine Zähne mehr; so lang hat er meine Kleider auf dem Felde und mein Haus getreulich bewacht. Komm, ehrlicher Spitz! So lang ich Brod habe, sollst du's in Milch geweicht kriegen. — Wir müssen alle mit einander leben, Milord, und wer uns Wohlthaten erzeigt, dem sollen wir, er sey Mensch, oder Vieh, wieder wohlthun. Ein undankbarer Mensch ist kein Mensch, und wer seinem Nächsten nicht mehr dienen mag, hat auf der Welt weiter nichts zu schaffen.

Lord. Aber hat Euch denn niemals ein Nächster betrogen, verläumdet, verrathen? Giebt's denn hier die einzigen Menschen, die man nicht verachtet, eh man sie recht kennt, nicht verabscheut, wann man sie durchgeforscht hat? Habt ihr lauter gute Freunde, lauter verträgliche Nachbarn, lauter offene, ehrliche Leute in Eurem langen Leben gefunden?

Williams. Ei, gnädiger Herr — so glatt und eben läuft's in diesem Leben nicht ab; denn der Schurken giebt's auf Gottes Erdboden nicht wenig. Mein Nachbar *Stefenson*, hat mir oft den Kopf warm genug gemacht. Er wollte mir durch mancherlei Händel diese Stelle durchaus verleiden. — Doch bin ich noch drauf, und hab's erlebt, seinen Kindern Gutes zu thun. Wann mir so etwas wurmte, gnädiger Herr, so grif ich mich doppelt bei der Arbeit an, und sah nicht rechts, nicht links, und wann ich denn am Abend jenen Weg herauf die Kinder mir entgegen springen sah, und mein Weib mich in der

Thüre mit einem freundlichen Gesicht erwartete — dann war alles vergessen. Die Freude hat keiner von meinen Feinden erlebt, mir nur einen Trunk Bier zu verderben.

Lord. Alles recht gut, *Williams* — das läfst sich begreifen — aber das begreif' ich nicht, wie ein Mann mit so viel Vernunft ein so langweiliges, einförmiges Leben nicht endlich müde wird. — Immer den nämlichen Acker zu pflügen und zu säen, durch einerlei Wege und Stege immer vorwärts und rückwärts zu gehen, und das sechzig Jahre lang. —

Williams. Das ist wohl Ihr Ernst nicht, gnädiger Herr?

Lord. Meine aufrichtige Meinung, *Williams.* Denn ich kenne Leute, die mehr von der Welt genossen haben, als Ihr, und die sie doch endlich langweilig, ekelhaft und äusserst einförmig finden. Wenn wir noch hundert Jahre lebten, *Williams*, so kann die Natur weder für Euch, noch für mich etwas Neues mehr auftischen. —

Williams. Und mir, in meiner Einfalt, gnädiger Herr, kömmt die Welt jeden Tag verändert vor. — Wann ich nur vierzig Jahre zurückdenke, wie sich alles hier im Kirchspiel verändert hat. Diesen Baum hier konnt' ich, wie eine Weidenruthe, beugen; jenen dichten Busch hab' ich pflanzen gesehen; das reiche Waizenfeld drüben war eine nutzlose Heide; bei meinem Hause stand nicht *ein* Obstbaum; hier rechter Hand heifst's noch im Moor, wo itzt meine besten Milchkühe weiden. — Wann ich alles das so um mich her wachsen und gedeihen sehe, wie Gott meiner Hände Arbeit gesegnet hat, o gnädiger Herr! dann geht mir das Herz auf. — Wie herrlich die Frucht nicht dieses Jahr steht! Der Junge hier war heut mit mir im Felde; das Kind freute sich über die vollen Aehren, und ich sollte mich nicht freu'n? —

Lord (nach einer kleinen Pause). Holt mir euern Kontrakt, *Williams!* Ich will ihn — — zerreissen.

Williams. Zerreissen? — Hab' ich irgend

etwas Unrechtes gesprochen; so verzeihen Eure Gnaden — — Soll ich denn Ihr Pächter nicht mehr seyn?

Lord. Nein, *Williams*! — Aber Herr sollst Du seyn von deiner Stelle! — Ich schenke sie Dir und Deinen Kindern.

Williams. Gott im Himmel segne meinen wohlthätigen guten Herrn! (Er nahm die Müze feierlich ab, und faltete die Hände). — Weib — Jungen — Kinder herbei! Dankt Gott auf den Knieen, und küfst dem gnädigen Herrn die Hände! Wie hab' ich das verdient, noch so reich zu werden!

Lord. Du warst es schon jetzt, ehrlicher *Williams*! reicher, als ich und alle Fürsten der Erde. Besuch mich oft. Ich will unter Euch leben, und von Dir und Deinen Kindern Weisheit lernen. —

Der *Lord* ging nun mit dem *Dorfprediger* nach Haus und rief mit innigster Rührung: *Glücklich ist, wer genieſst und nicht grübelt, keine Blume auf dem Pfade des Lebens zertritt alle pflückt, die er erreichen kann!* Ich woll-

te Freude kaufen auf dem Jahrmarkte der Welt, und verschmähete sie aus der Hand Gottes. — Natur, ich kehre zurück zu dir, und trenne mich nie wieder von dir!

Der *Lord* hielt Wort, verlebte seine Täge sich und seinen Unterthanen in den verschiedenen Gegenden Englands, fand am Ende sein Leben zu kurz, und starb in einem sehr hohen Alter in den Armen von *Williams* Enkeln, von allen geliebt, von allen betrauert, die jemals, um ihn zu seyn, Gelegenheit hatten.

Die Gerechtigkeitsliebe.

Ein angesehener Statsbeamter brachte seinen Schuster ums Leben, weil er ihm die Schuhe nicht recht passend gemacht hatte. Der Entleibte liefs sechs Kinder zurük, welche durch das Unglük ihres Vaters verlafsene und brodlose Waisen geworden wären, wenn sie nicht der älteste Sohn, ein edler Jüngling von zwanzig Jahren, durch Anstrengung aller seiner Kräfte, wenigstens vor dem äussersten Mangel hätte schützen können.

Dieser junge Mensch liebte seinen Vater zu zärtlich, um diese tirannische That ungerochen zu lassen. Doch siegte die kalte Vernunft über seine jugendliche Hitze. Er forderte Genugthuung; aber so, wie sie der gute Bürger immer fordert, mit Anrufung der Gesetze des Landes.

Das Gericht trat bei Ertheilung der Genugthuung alle Rechte der Menschheit, alle Gesetze des States mit Füfsen. Man begnügte sich, den Verbrecher, der der jüngste Sohn eines Mannes vom ersten Range war, *auf einen Monat* von seinem Amte zu entfernen und ihm seinen Gehalt zu entziehen.

Tief blutete noch die Wunde in dem Herzen dieses empfindungsvollen Jünglings, als er die einseitige Rechtspflege der Gerichtsstelle vernahm, die seiner bisherigen Enthaltsamkeit, seiner so lobenswürdigen Bescheidenheit mit einem Mahle ein Ende machte.

Mit geflügelten Schritten eilet er im höchsten Schmerze zu dem Mörder seines Vaters und stöfst dieser Tigerseele den Kneip in die Brust. Eine That, woran seine durch die verhöhnte Kindesliebe äusserst erhitzte Leidenschaften offenbar mehr Antheil hatten, als sein Herz.

Schon befand sich der Unglükliche in den Händen der strafenden Gerechtigkeit; schon wimmerten seine nun verlassenen, vor Hun-

ger schmachtenden Geschwister um ihren guten Bruder, ihre einzige Stütze; schon war das entsetzliche Todesurtheil gesprochen, als dieser schauderhafte Vorfall dem Landesfürsten zu Ohren kam. Aller Erwartung wurde nun auf das höchste gespannt, zumal unter den Tugenden dieses vortreflichen Fürsten besonders seine strenge Gerechtigkeitsliebe hervorschimmerte. Schon mehrmal hatte die Unerschrockenheit seines hohen Geistes die verkannte Wahrheit, die verlästerte Rechtschaffenheit aus den dunkelsten Schlupfwinkeln der Verachtung herausgerissen, ihnen den schuldigen Preis der Ehre und des Vorzugs zuerkannt, öfters die verkappte Bosheit, die Tugend heuchelnde Gewissenslosigkeit vor den Augen der Welt entlarvet, um der Menschheit den Abscheu für Schandthaten desto tiefer einzuprägen. Auch in diesem Falle übertraf sein Ausspruch die hochgespannte Erwartung Aller.

Aufgebracht über die laue und schiefe Verfahrungsart des Gerichts vernichtete der Men-

scheinfreund auf der Stelle das Todesurtheil und erkannte dem unglüklichen Schlachtopfer gereizter wüthender Leidenschaften die mildere Strafe zu, *ein ganzes Jahr keine Schuhe zu machen*.

Der Schustersohn, dadurch aller Mittel beraubt, sich und seine fünf schuldlose nakte Geschwister zu nähren, wandte sich nun an den Landesfürsten selbst und stellte ihm lebhaft vor: dafs der reiche Statsbeamte weit leichter *ein Monat* ohne Einkünfte hätte leben können, als er *ein Jahr*, ohne sein Schusterhandwerk zu treiben, weil er nicht für sich allein, sondern für seine verwaiste kleine Geschwister zu sorgen hätte. Der Landesfürst fand diese Gründe richtig, und befahl: *dafs das Gericht diesen Menschen und seine Geschwister ein ganzes Jahr hindurch ernähren sollte*.

Der Wilde.

Ein Amerikaner, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, und ein Herz, wie es ihm Gott gegeben hatte, von Verfeinerung noch frey, im Busen trug, brachte einst, was seines Bogens Sehne fern in übereisten Wäldern auf der Jagd erbeutete, in der Stadt zum Verkaufe. Als er, ohne schlaue Rednerkünste, die Felsenvögel um ein Kleines, so wie man ihm's bot, hingegeben hatte, eilte er mit dem geringen Lohne seiner Mühe zu seiner tiefverdekten Horde in die Arme seiner Gattinn froh heim.

Aber fern von seiner Hütte noch überfiel ihn unter freyem Himmel schnell der schrecklichste der Regenstürme. Aus dem langen rabenschwarzen Haare trof der Gufs herab

auf seinen Gürtel, und das grobe Haartuch seines Kleides klebte rund an seinem hagern Leibe.

Schaurig zitternd unter kaltem Regen eilte der gute wackere Wilde in ein Haus, welches er von fern erblickte. *Herr, ach laſst mich, bis der Sturm sich leget*, bat er mit der herzlichsten Gebärde den zivilisirten Eigenthümer, *hier in euerm Hause Obdach finden.* — *Willst du, miſsgestaltetes Ungeheuer*, schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen, *willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause?* und ergrif den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Wilde fort von dieser unwirthbaren Schwelle, bis durch Sturm und Gufs der späte Abend ihn in seine friedliche Behausung und zu seiner braunen Gattinn brachte.

Nafs und müde setzte er bei dem Feuer sich zu seinen nakten Kleinen nieder, und erzählte von den bunten Städtern und den Männern, die den Donner tragen, und dem

harten Sinne des weissen Pflanzers. Und sie schlossen sich an seine Kniee, hiengen aufmerksam an seinem Nacken, trokneten die langen schwarzen Haare, und durchsuchten seine Waidmannstasche, bis sie die versprochenen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf war auch der rauhe Pflanzer auf der Jagd im Walde irre gegangen. Uiber Stock und Stein, durch Thal und Bäche stieg er schwer auf manchen jähen Felsen, um sich umzusehen nach dem Pfade, der ihn tief in diese Wildnifs gebracht hatte. Heiser schrie er um Hilfe sich die Kehle. Doch sein Spähen und Rufen war vergebens; nichts vernahm er als den hohlen Wiederhall längs den hohen schwarzen Felsenwänden. Aengstlich gieng er bis zur schauerlichen Geisterstunde ungewisse Schritte, als er an dem Fusse eines Berges noch ein kleines schwaches Licht erblickte. Furcht und Freude schlug in seinem Herzen. Doch ermannte er sich und nahte leise.

Wer ist draussen? brach mit Schrekentone

eine Stimme aus der tiefen Höle, und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung. *Freund, im Walde hab ich mich verirret*, sprach der feine Europäer schmeichelnd, *gönnet mir die Nacht hier zuzubringen, und zeigt morgen früh mir die gewisse Strasse nach der Stadt; ich werde euchs lohnen.* — *Kommt herein*, versetzte der Unbekannte, *wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte.* Darauf führte er ihn auf das moosige Lager, schritt finster in den Winkel, und hohlte den Rest von seinem Abendmahle, Lachs und frischen Bärenschinken, um den späten Fremdling zu bewirthen. Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste festlich, wie bei einem Klosterschmause, der verirrte Pflanzer neben seinem Wirthe. Fest und spähend schaute dieser seinem Gaste ins Gesicht, der mit tiefem Schnitte den Schinken trennte und mit Wohllust vom Honigtranke sich labte, den er ihm in einer grossen Muschelschale wirthlich bei dem Mahle reichte.

Eine Bärenhaut auf weichem Moose war

des Fremdlings gute Lagerstätte und er schlief bis in die hohe Sonne. Jetzt stand, wie des wilden Erdstrichs wildester Krieger, der Waldbewohner, schreklich mit Köcher, Pfeil und Bogen, vor seinem Gaste und erweckte ihn. Bestürzt ergrif der Europäer nun sein Jagdgewehr, und der Waldmann gab ihm eine Schale, angefüllt mit süssem Morgentranke. Als er seinen Gast gelabet hatte, brachte er ihn durch manche lange Windung über Stock und Stein, durch Thal und Bäche wieder auf die rechte Strasse.

Höflich dankte ihm der Europäer. Aber finsterblickend blieb der Wilde stehen, sahe starr dem Pflanzer ins Gesicht und sprach: *Herr, habt ihr mich nie zu vor gesehen?* Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger, und erkannte erst jetzt in dem gastfreyen Waldbewohner jenen Mann, den er vor wenigen Wochen so gefühllos in den Sturmwind aus dem Hause jagte. Stammeln wollte er verwirrt Endschuldigungen. Ruhig, aber ernsthaft sprach der Wilde: *Seht, ihr fremde, kluge,*

weise Leute, seht: sind wir arme Wilde nicht noch bessere Menschen, als ihr fremde, kluge, weise Männer? Drauf schlug er sich seitwärts ins Gebüsche, und der Pflanzer schwur, so gut zu werden, wie der Wilde.

Das Vermächtnifs.

Der verstorbene Herzog von *Montagu* war ein menschenfreundlicher Mann, der den Genufs der Wohlthätigkeit innigst empfand, und nach guten Handlungen, wie nach Abendtheuern, jagte. Es gelang ihm, ein unverdorbenes Gefühl im Wirbel der grossen Welt zu erhalten, und doch blieb er allen angenehm, weil er keinen Preis auf seine eigene Verdienste sezte, keine Tugend überspannte und durch seine freudige, gefällige Laune alle Herzen an sich zog.

Nach dem letzten ach'ner Frieden ward er eines Tags auf einem öffentlichen Spaziergange eines mitteljährigen Mannes von edler Miene gewahr, der eine zwar reinliche, aber schon zimlich abgetragene Uniform trug, immer im einsamsten Gange längs dem Wasser hinschlich, zuweil still stand und seine Augen mit einer traurigen Würde gegen Himmel erhob. Der Herzog fand bald Jemand, der ihm die Geschichte des Unbekannten erzählte.

J. Ei! dieser Herr ist der Kapitän *Randal* vom achtzehnten Regiment; brav, wie sein Degen. Er ärndtete im letzten Kriege Wunden und Ehre genug. Aber er hat seine Kompagnie, die ihn sein ganzes Vermögen kostete, beim Friedensschlusse verloren, und nun ist er freilich zu beklagen, wenn er anders beklagt seyn will. Er lebt in *London* elend von der Hälfte seines halben Gehalts, um ein besseres Glück in der Nähe abzuwarten, indefs seine Frau mit zwey Kindern bei der andern Hälfte in *Yorkshire* hungert. Man sagt, dafs er das arme Weib

schwärmerisch liebt, und vielleicht macht ihn siene Abwesenheit schwermüthig.

H. Hat der Mann denn keine Freunde?

J. Allerdings. Aber er meidet sie vorsetzlich und begegnet ihnen zurückhaltend und kalt. Er nennt es eine gefährliche Prüfung, Hilfe zu fordern, und will, wie er sich gegen mich herausliefs, sich nicht in den Fall bringen, einen alten Freund verachten zu lernen. Nun wissen Sie aber wohl selbst, dafs man niemand seine Wohlthaten gern aufdringt, und dafs es eine schiefe Art zu denken verräth, wenn uns das Unglück stolz macht.

Hier entfernte sich der Erzähler, und der Herzog, dem das Herz geschwinder klopfte, entwarf sich auf der Stelle seinen Plan. Einige Zeit nachher, als eben *Randal* in tiefen Gedanken auf einer Bank des Gartens safs, näherte sich ein Kammerdiener des Herzogs, und bat ihn im Namen seines Herrn auf den folgenden Tag zu Gaste. *Randal* stand mit einiger Bestürzung und wie vom

Traum erwachend auf, mafs den Fremden mit den Augen, und antwortete kalt, dafs man sich in der Person irren müsse, weil er den Herzog nicht einmal kenne. Wenn Sie, erwiederte der Kammerdiener, Kapitän *Randal* vom achtzehnten Regiment sind; so gilt mein Auftrag Sie. Gut! sagte *Randal*: ich begreife das zwar nicht; aber ich werde die Ehre haben, aufzuwarten.

Der Herzog empfing ihn allein, und indem er ihn vertraulich bei der Hand ergrif, sprach er leise mit einer geheimnifsvollen Miene: Sie errathen wohl die Ursache meiner Einladung nicht, und ich bin wahrlich ungewifs, wie Sie meine Freyheit aufnehmen werden. Ich habe durch einen Zufall erfahren, dafs *eine junge Dame von meiner Bekanntschaft* nichts weniger, als gleichgiltig gegen Sie, ist; dafs ihr Herz and ihre Ruhe daran hängt, Sie zu sprechen. Weil es nun in dem Hause der *Lady* nicht seyn kann; so habe ich mir die unschuldige Freude gemacht, Sie beide hier zusammen zu bringen.

Ich hoffe, dafs Sie darum nicht geringer von mir denken werden. Bei jedem Worte des Herzogs erweiterten sich die Augen des ehrlichen Kapitäns, der endlich mit starrem Blick und zitternder Unterlippe zum Worte kam.

Milord, sagte er feyerlich, entweder hat man Sie, oder mich zum Besten — und wir sind, bei Gott! die Leute nicht darnach. Der Herzog antwortete eben so ernsthaft: Ich bin ein Mann von Ehre, Kapitän! und was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit. Hier flog die Seitenthüre auf, und *Randal* erblickte — seine Frau, die an den Hals ihres halb versteinerten Mannes flog, und seine Kinder, die sich fest um seine Schenkel klammerten, an ihm hinaufsahen und laut weinten, weil die Unschuldigen die Freudenthränen im Auge ihres Vaters mifsdeuteten. Hundert Fragen durchkreuzten sich. „Weifst du denn auch" — rief die Frau; „Wie kommt ihr nach *London*?" der Mann. „Dafs der Herzog" — fuhr die Frau fort, „das Werkzeug unsers Glücks ist? — dafs er mir

schrieb, eiligst nach *London* zu kommen, weil mein Onkel, der mit unserer Heyrath unzufrieden war, ihm auf seinem Todbette noch dieses Papier für mich zugestellt hätte." Sie gab es ihm. Es war eine Anweisung auf hundert Pfund jährlich. — Der ehrsüchtige, empfindliche *Randal* errieth und verschlang das Geheimniſs. „Ach, *Milord*!" „rief er aus — „Lassen Sie es gut seyn! sagte der Herzog. „Wir wollen auf des Onkels Andenken eins trinken."

Der Onkel war wirklich vor Kurzem gestorben; aber sein Vermächtniſs — eine Fabel.

Die Lustreise nach *Lippiza*.

Ich verlange durchaus Herr im Hause zu bleiben, sagte neulich Herr *Simon* zu *Wilhelm*, seinem Freunde. Nicht aus Steifsinn, denn ich bin verträglich, sondern aus Grundsätzen. — Glauben Sie mir, das beste Weib hat seltsame Launen, und taumelt unter Grillen und Thorheiten herum, wenn sie nicht im Gehorsam geübt wird.

Ich. Ist das aber so leicht, Herr *Simon?*

Er. Alles besteht in der Methode. Wann man nie etwas abschlägt, oder begehrt, als mit vernünftigen Gründen, die man, wie Sie wissen, immer findet, so lernt die Frau bald den Willen ihres Mannes für den klügsten Willen halten, und folget ihm dann ohne Widerspruch.

Ich schwieg betroffen; denn, im Vertrauen gesagt, der häusliche Muth dieses redlichen Mannes wird in der Stadt nicht gebührend erkannt. Jedermann glaubt vielmehr, dafs ihn seine Dame, obwohl an einem seidenen Fädchen, doch so sicher, wie in Ketten, leitet.

Es ist Sünde, dachte ich, so ein Wohlbehagen, so ein täuschendes Gefühl der Kraft zu stören. Doch machte ich die Bemerkung: dafs es Täuschungen gäbe, dafs mancher Günstling eigenen Willen dem Sultane für den seinigen verkaufe, und dafs eine jede Frau eine geborne Statskünstlerinn sey.

Er. Ei Possen! Ja wenn man ihre Winkelzüge nicht endlich durchgeforscht hätte! Wer mit den Wendungen ihrer List, mit dem Labirinth ihrer Einleitung bekannt ist, der lauscht am rechten Ort, und hört sie auf den Zehen kommen.

Ich. Herr *Simon*, lieber Herr *Simon!* es gibt aber doch eine Menge Krümmen, die sich nicht berechnen lassen....

So endete sich ein Gespräch, dessen ich herzlich gern los war.

Einige Tage darauf traf ich die Frau meines Freundes allein zu Haus. Sie ist ein freundliches, angenehmes Weib, die so natürlich spricht und handelt, dafs, wenn sich Frau *Simon* verstellt, Verstellung nothwendig die Natur der Damen seyn müfste. — „Das ist ein herrliches Wetter!" rief sie mir entgegen. „Jezt wäre das so eben die Zeit, um den alten Herrn in *Lippiza* wieder ein Mahl zu besuchen. Die Gegend ist, wie Sie wissen, wunderschön. Wollen Sie mit von der Partie seyn, Herr *Wilhelm*?

Ich. Wenn es morgen seyn kann — herzlich gern.

Sie. Morgen? — Gut! Es bleibt dabei. Je eher je lieber! das Wetter kann sich ändern.

Ich. Ob's auch Herr *Simon* zufrieden seyn wird?

Sie (lächelnd). Mein Mann ist ein zu gütiger Mann, als dafs er mir ein unschuldiges Vergnügen abschlagen könnte. Machen Sie sich nur immer zurecht; wir fahren mit dem Schlage vier Uhr fort.

Hier wurde sie abgerufen, und ich setzte mich im Bücherkabinet meines Freundes nieder.

Nach einer halben Stunde trat Herr *Simon* unter einem lebhaften Gespräch mit seiner Frau ins Vorzimmer, und weil ich das Wort *Lippiza* hörte; so lauschte ich neugierig, wie die Sache wohl verhandelt werden würde? Hier ist der interessanteste Theil ihres Gesprächs.

Frau Simon. Du hast Recht, mein Kind, es ist eine theure Langeweile. Man fährt den steilen Berg hinauf, hat eine kahle Strasse zu machen, ist und trinkt schlecht, ermüdet sich, erhizt sich und kriegt am Ende nichts als Bäume zu sehen, die man zur Noth auch in der Nähe haben kann. — Aber *Wilhelm* ist gewaltig für die Reise eingenommen. Er nennt sie ein Fest der Natur.

Herr Simon. Ich diene meinen Freunden gern; nur müssen sie nicht verlangen, dafs ich mir ihretwegen einen Zwang anthun soll — Ausser dem geht's morgen durchaus nicht an. Ich habe dringende Geschäfte, und weifs mich

durch die Papiere kaum durchzuarbeiten. Ueberhaupt sind mir alle die Partien zuwider, wo man so feierlich nach Freude läuft, und sie erst findet, wann alles vorbei ist. Ach, rufet ihr dann ermüdet — wie froh sind wir, wieder zu Haus zu seyn! — Warum gingen Sie denn aus dem Haus? kann man euch da fragen.

Frau Simon. Eben das ist meine Meinung, und damit ist's aus. *Wilhelm* mag sich eine andere Gesellschaft suchen. Nein, das herrliche Wetter will ich besser anwenden, und morgen kann ich endlich thun, was ich schon so lang willens war. Deine Stube hier, die Bücherkammer will ich nun ein Mahl recht waschen und reinigen lassen. Alles muſs hier umgekehret und in eine vernünftige Ordnung gebracht werden. Jezt trocknet es geschwind, und so wirst du endlich den ekelhaften Unrath los.

Herr Simon. Ums Himmelswillen *Dorothea!* das geht noch weniger an! Euer Kramen und Poltern, weiſst du doch, ist mir ein rech-

ter Abscheu. Lafs das bis auf ein anderes Mahl gut seyn; morgen mufs ich arbeiten.

Frau Simon. Aber könntest du nicht, lieber Mann, ein Paar Täge in der kleinen kühlen Stube unten am Thor sitzen? Ich mufs mich wahrlich schämen, wann ein Fremder hieher kommt. — Alles das legt man endlich der Frau vom Haus zur Last, und schliefst, leider oft irrig, davon auf ihr ganzes Thun und Lassen. Ein Mahl, lieber *Simon*, mufs es ja doch geschehen.

Herr Simon. Ja freylich, und soll auch geschehen; aber nur wann ich nicht zu Hause bin.

Frau Simon. Damit hältst du mich nun schon viele Monate hin. — Zürne nicht, mein lieber Mann, wenn ich sage, dafs diese Unordnung uns beiden wenig Ehre macht. Ist es gesund, ist es angenehm, in einem solchen Stalle zu leben? Ist es schicklich, irgend jemand hier herein zu führen? Auch du wohnst gern in einer reinlichen Stube. — Wie dir's so wohl seyn wird, wann der Greuel

ein Mahl weg ist, wann deine Kammern durch die gesunde Frühlingsluft recht durchgeweht und durchgereinigt seyn werden.

Herr Simon (nach einigem Nachdenken). Höre! mir fällt etwas ein. Weil doch mein Freund seinen Sinn schon darauf gesetzt hat, so lass uns nach *Lippisa* fahren: unterdessen mögen sie hier poltern, wie sie wollen.

Frau Simon. Gut, lieber Mann! — Fahre du mit ihm hin, und mache dir viel Vergnügen — ich will indessen hier Alles wohl besorgen.

Herr Simon. Nein, Madame, das war meine Meinung nicht! Da würden mir hundert Bequemlichkeiten fehlen. Ohne dir gehe ich nicht von der Stelle.

Frau Simon. Aber wer soll denn Acht geben, dass man die Papiere nicht untereinander wirft? Wer wird die Bücher abnehmen und aufsetzen? Ist dazu nicht meine Gegenwart nöthig?

Herr Simon. Das kann und wird mein Schreiber recht meisterhaft thun, und Sie reisen mit, wenn es gefällig ist.

Frau Simon. Lieber Mann!

Herr Simon. Kurz und gut! — Eine Gefälligkeit ist der andern werth. Wenn ich in das Ausräumen willige, so mufst du mit nach *Lippisa*.

Frau Simon. Werde nicht heftig, lieber Mann! deine Wünsche sind Befehle für mich. Ich will gleich die Kutsche bestellen.

Hier umarmten sie sich, und ich schlich aus der Hinterthüre leise die Treppe hinab.

Als wir den Morgen darauf in den Wagen stiegen, drückte mir Herr *Simon* freundlich mit den Worten die Hand: Diesen Tag haben Sie *mir* zu verdanken. Meine Frau wollte durchaus nicht dran; aber sie weifs zu gehorchen. Wir fuhren nach *Lippisa*, und Herr *Nicoletti* machte, dafs wir des holprichten Wegs vergassen.

Frage. Warum gelingt es jeder klugen Frau, ihren vernünftigen Mann, so oft sie Lust hat, nach *Lippisa* zu führen?

Antwort. Weil die Freude zu gebieten, das Reizendste für die Weiber, das Studium ih-

ses Lebens ist, und weil der Stolz des Herrn der Schöpfung sie geradezu nach dem Throne führt. Den Männern fällt so ein Hochverrath gar nicht ein. Sie brüsten sich in ihrer Repräsentazion, und geben, für die Zeichen der Regierung, die Regierung selbst hin.

Fragen ohne Antwort. Ist es denn so ein Unglück, durch eine Frau geleitet zu werden? einen freundlichen Richter zu erkennen, der entscheidet, wann Unentschlossenheit an unserer Ruhe nagt? an der Hand einer sanften Gebieterinn durch das dornige Leben zu wandeln, wo wir in unserer Leidenschaft gewifs den Pfad nicht immer fänden, der sicher zwischen Abgründen hinführt? ...

Der Schatz.

Ein Dürftiger, den die Verzweiflung mit dem Strike in der Hand in den Wald trieb, um sein Leben an einem Ast zu enden, fand im Hingehen einen Fleck, der erst unlängst aufgewühlt und wieder zugemacht zu seyn schien. Die Hoffnung hiefs ihn das lokere Erdreich mit einen Stük Holz aufscharren, und sieh! der bang zum Tode gieng, fand das hier begrabene Gold. Freudig nahm er es heraus, legte den ihm nun unnützen Strik an seine Stelle, und sagte, indem er das Loch sorgfältig wieder zuwarf: Finde ihn, du, der dieses Gold begrubst, und finde mit ihm, was du verdienst, den Tod.

Die Macht der Tugend.

Amalie war in einem Lande gebürtig, worinn die Ehe kein unauflösliches Band und die Scheidung erlaubt ist, sobald sich beide Eheleute aus freyem wechselseitigem Willen trennen wollen. Weil aber Unbeständigkeit gar nicht in *Amaliens* Karakter lag, und schon der Gedanke — einen Mann, der ein Mahl die Hälfte ihres Daseyns ausgemacht hatte, und ihr nun ganz fremd seyn sollte, in der Welt wieder zu sehen — ihr ganzes Wesen beleidigte; so beschloſs sie, dereinst vor ihrer Verheirathung mit all der Uiberlegung zu Werk zu gehen, deren ihr jugendliches Alter nur immer fähig seyn würde. Diesem höchst vernünftigen Entschlusse blieb *Amalie* in der Folge auch wirklich treu, und untersuchte

wenigstens bei jeder Gelegenheit, wenn man ihr einen Ehegatten vorschlug: ob er ihr gefiele, und ob auch sie die Person wäre, die, sein Herz zu fesseln und ihn ungetheilt zu besitzen, im Stande wäre.

In der That glaubte sie, an Herrn *Wendel* einen Mann zu finden, dem sie mit einiger Geflissenheit die Empfindungen, die sie wünschte, einflössen könnte. Er sah sie mit Vergnügen, hörte ihr mit Gefälligkeit zu, bezeigte an dem naiven und ungekünstelten Gange ihrer Ideen Wohlgefallen, that, als ob er sie zu Rathe zöge, und in allem, was beider Alter interessirte, hatten sie einerlei Geschmack. *Amaliens* Lieblingshoffnung — die Hoffnung, Herrn *Wendel* glüklich zu machen, wuchs mit jedem Tage. Diese Hoffnung hing freilich ein bischen mit der Täuschung zusammen, worein man sich versezt, wenn das, was man hofft, auch das ist, was man am heissesten wünscht. *Amalie* liebte, ohne zu wissen, dafs sie liebe.

Es läfst sich also leicht denken, dafs

Wendel bei der Wahl, die *Amalien* freygestellt wurde, den Vorzug erhielt. Fünf Jahre der glüklichsten und zärtlichsten Eintracht machten, dafs *Amalie* den Augenblick segnete, da sie für ihn entschieden hatte.

Zwey Kinder — ein Sohn, *Wendels* Ebenbild — eine Tochter, die, wie er sagte, sein Liebling war, weil sie ihrer Mutter gleich sah — zogen die Bande noch fester zusammen, und *Amalie* glaubte ihren Mann so sicher, wie sich selbst zu besitzen, als sie ihn plötzlich verändert fand. Er wurde kalt, machte sich nichts mehr aus ihr, und entfernte sich von Gattinn und Kindern, so oft er nur konnte, bis er endlich, wider seine Gewohnheit, selbst öfter nicht zum Essen nach Haus kam.

Amalie verbarg ihren Schmerz; aber sie forschte der Quelle seiner Umänderung nach, und erfuhr: dafs er einer jungen Wittwe, deren Tugendhaftigkeit man ihr zwar rühmte, vor ihren Reizen aber bang machte, sehr fleissig Besuche mache.

Die Frau *Falbek* hatte den Herrn *Wendel* bezaubert. Sie war mehr hübsch, als schön. Ihre Figur besafs jene anziehende Regellosigkeit, die ein eigensinniges Werk der Natur zu seyn scheint und das bildet, was man ein ideales Gesicht nennt. Doch noch viel verführerischer war ihr Geist und Herz.

Mit all demjenigen, was nur immer die Natur einem jungen Weibe an Reizen verleihen kann, besafs sie auch noch eine Kunst, worauf sich *Amalie* nicht verstand — die Kunst, nach ihrem Gefallen mit Wünschen und Hoffnungen zu tändeln. Tugendhaft und in ihren Grundsätzen streng sagte sie Jedem, der es hören wollte: dafs der Mann, der es wagen würde, sich auf ihre Schwäche Rechnung zu machen, ein Thor sey. Ob sie gleich ihren Gemahl geliebt und beweint habe, so hätte sie sich doch nicht anheischig gemacht, seinem Schatten treu zu bleiben, denn in ihrem Alter würde so was eine Narrheit seyn. Sich ein so hartes Gesetz aufzulegen, und mit Tugend Gepräng zu treiben, achte sie

zu gering, als dafs sie ihren Ruhm darein setzen sollte. Sie hätte es also sehr gern, wenn alle Welt es wüfste, dafs ihr Herz noch zu vergeben sey. Allein sie setze auf ihre Freyheit keinen gemeinen Preifs.

Herr *Wendel*, gegen dessen Stand und Glüksumstände nichts einzuwenden war, schien ihr an und für sich gut genug, um *Amaliens* Schiksal zu beneiden. Indessen liefs sie — es sey nun, dafs ihr Neid nicht stark genug war, oder, dafs sie die Geschiklichkeit besafs, ihn nicht merken zu lassen — nichts als einen auf ihre Freyheit eifersüchtigen Stolz und eine gegen jede Verführung unerschütterliche Tugend gegen ihn bliken.

Als sie endlich gewifs war, ihn gefesselt zu haben, sagte sie zu ihm: — Sind Sie nicht ein unbesonnener Mann, mit mir von Liebe zu sprechen, Sie! der Gemahl einer liebenswürdigen und tugendhaften Frau? Glauben Sie, Sie wären mir weniger Achtung, als ihr, schuldig? Fürchten Sie nicht selbst, sich in meinen Augen verächtlich zu

machen, wenn Sie mir mit einem Gefühle huldigen, welches ihr gebührt — ihr, die gerechte Ansprüche darauf hat?

Wendel erröthete, gestand selbst, thöricht, untreu und ungerecht zu handeln; aber am Ende sagte er immer, was alle Ungetreue sagen: Wer kann seinem Herzen gebieten? Ei! antwortete Frau *Falbek*: ich zum Beispiele gebiete dem meinigen, und gebiete ihm auf eine Art, dafs es zuverlässig nur dasjenige lieben wird, was es mit Ehre lieben darf. Gesezt, Sie wären der Mann in der Welt, dessen Figur, dessen Ton, dessen Karakter, mit einem Worte, dessen — ich weifs nicht Was? mich am meisten anzöge — ein einziger Punkt würde doch alles über den Haufen werfen: Sie sind verheirathet. Als Ehemann einer Andern mögen Sie den Geist eines Ovids, das Herz eines Tibulls, die Schönheit, die Galanterie, die Reize eines Alzibiades in Ihrer Person vereint besitzen, Sie sind mir doch nicht gefährlicher, als der Thor, der mir Langewei-

le macht, oder als der fade und schmachtende Geck, der mir mifsfällt.

So war die Unterhaltung, wenn sie allein waren, beschaffen. Aber in Gegenwart mehrerer Personen liefs die Frau *Falbek* in ihre Reden solche Grundsätze gleiten, welche eben so viele Lehren und Winke waren und die muthlos gemachte Hoffnung des Herrn *Wendel* aufs neue belebten. Sie lobte die Ehescheidungen. Eine immerwährende und unwiderrufliche Verbindung schien ihr eine Verwegenheit. Es kam ihr thöricht vor, sich hartnäkigerweise miteinander Langeweile zu machen und wechselsweise zur Last zu seyn, so bald man sich nicht mehr liebe. Sie sprach über die Falschheit solcher Eheleute, welche Zärtlichkeit gegeneinander erhönstelten. Endlich entschuldigte sie eine Veränderung, auf die man sich gleich Anfangs hätte gefafst machen sollen, und die, da sie kein Werk des freyen Willens sey, von dem Augenblike an, da man sich dazu bekenne, aufhöre, tadelhaft zu seyn. Solche Grundsätze

schienen ihr nur zu entschlüpfen, aber manchmal nahm sie einen entschlofsnern Ton an. Nichts, sagte sie, sind sich zwey Herzen einander so sehr schuldig, als unverstellte Freymüthigkeit. Unter allen Arten von Heucheley ist diejenige die abscheulichste, welche Liebe lügt. Ich weifs wohl, dafs sie die Verschämtheit bei einer Frau entschuldigt, aber bey einem Manne ist sie schlechterdings Niederträchtigkeit. Dieser ist es der Schönheit, der Tugend, der harmlosen Leichtgläubigkeit einer Gattinn, die er nicht mehr liebt, schuldig, zu gestehen: er sey ihrer unwürdig und müsse ihr eine Freyheit geben, für deren Aufopferung er sie nicht mehr entschädigen könne.

Für Herrn *Wendel* waren diese Reden, wie Orakelsprüche; denn er zog daraus die Schlufsfolge, er würde nur so lang, als er seine Gattinn nicht aus dem Irrthum, worinn sie sich befände, zöge, und ihr den Zustand seines Herzens entdekte, unglüklich und strafbar seyn. Von nun an dachte er auf die

Scheidung. Aber nicht grausam genug, und nicht so entschlossen ungerecht, um ihr solche vorzuschlagen, war er Willens, sie dahin zu bringen, sie selbst zu verlangen. Glüklicher Weise wurde *Amalie* von allen Reden der Frau *Falbek* unterrichtet und, sah, worauf sie zielten. Sie sammelte sich, und mit ihren Kindern allein, prüfte sie ihre Kräfte, ihren Verstand, ihren Muth und insonderheit ihr Herz; denn mit diesem mufste sie natürlich vor allem einverstanden seyn.

Du wirst nicht mehr geliebt — sagte sie mit Thränen zu sich selbst — und was noch das grausamste ist, der Mann, den du liebst, mit welchem du verbunden bist, hegt in seinem Herzen eine andere Liebe. Nun, da du seine Untreue weifst, hängt es nur von dir ab, das Band, das ihn ohne Zweifel schwer drükt, aufzulösen. Sobald du es willst, geschieht es. Kannst du es aber wollen? kannst du wollen, dafs das Gesetz die Früchte einer heiligen Verbindung, wie eine Beute unter Mann und Weib vertheile —

dafs das eine Kind keinen Vater und das andere keine Mutter mehr habe, und dafs beide vielleicht zurükgesetzt und von eifersüchtigen Stiefältern verstossen werden? Nein! sagt sie, indem sie ihre Kinder umarmte: ich werde nie darein willigen. Ihr zieht das heilige Band, das uns verbindet, noch enger zusammen; mit meinem Willen soll es nie zerrissen werden, ich würde glauben, euch zu Waisen zu machen. Vielleicht habe ich defshalb viel auszustehen; aber ich will es gern für euch leiden und euer Anblik soll mir meine Pein versüssen. Ich müfste zu sehr entartet seyn, wenn mein Herz zwischen Eigen- und Mutterliebe schwankte!

Unterdessen suchte *Wendel* Gelegenheit, des Vorwurfes, den er sich machte, dafs er *Amalien* hintergehe, los zu werden. Er ergriff hinzu einen von den Augenbliken, worinnen ihr Herz durch einen Ergufs von Zärtlichkeit das seinige zurük zu führen versuchte. Ist es wirklich an dem — fing er frostig an — dafs Sie mich noch lieben?

A. Wie können Sie eine solche Frage thun? Sind Sie denn meiner Liebe nicht ganz versichert?

W. Wie? noch eben so, wie sonst liebten Sie mich?

A. Ja! noch eben so, und stark genug, um nichts sehnlicher zu wünschen, als dafs ich Ihnen gefallen und Sie glüklich machen möchte.

W. O! was Ihre Bemühung, mich glüklich zu machen, belangt; so werde ich nie daran zweifeln: aber gestehen mufs ich, dafs ich, je mehr ich auf das, was in mir vorgeht, Acht gebe, desto mehr Mühe habe, an eine Liebe zu glauben, die durch fünf Jahre nicht vermindert worden wäre.

A. Es ist ganz natürlich, dafs Ihre Liebe nicht die unveränderliche Gleichförmigkeit der meinigen behalten hat. Alles zu Lebhafte nimmt mit der Zeit ab. Indessen je gemässigter sie nun ist, desto standhafter wird sie seyn, und diefs wird weder ihren Reiz, noch ihren Werth in meinen Augen vermindern.

Diesmal liefs sich Herr *Wendel* nicht weiter heraus. Als ihn aber seine Gattinn ein anderes Mahl um die Ursache seines traurigen Aussehens fragte, antwortete er: Was wollen Sie, dafs ich Ihnen sage? Ich bin mit mir selbst unzufrieden; denn ich bin gerecht und fühle, dafs ich mich nicht hätte verändern sollen. Aus Nachsicht suchte *Amalie* für ihn und sich die Bitterkeit dieses Geständnisses zu mildern. Nein, sagte er ungeduldig, nein! eine so junge, schöne Person, wie Sie sind, verdient ein anderes Gefühl, als blosse, frosti ge Freundschaft.

Diese Worte drangen bis in *Amaliens* Innerstes, dennoch hielt sie die Thränen, in die sie schon ausbrechen wollte, zurük. „Wohlan! behalten Sie für mich nur diese ungeschminkte Freundschaft, und sie wird mich über Alles trösten. Sonst sah ich mich angebetet, jetzt werde ich nur noch geliebt. Aber ist nicht auch diefs schon genug, wenn es immer geschieht? Die Zaubereien der Liebe sind zu schnell verfliegende Träume. Von

meinem Gemahl verlange ich ein sanftes und zärtliches Gefühl, ein Gefühl, das unveränderlich ist, und so lang dauert, als das Leben, und ein solches Gefühl ist nicht die Liebe."

W. Die Liebe war noch nie mit *diesem* Tausche zufrieden und Sie lieben mich selbst sehr wenig, so bald Sie mir vergeben können, dafs ich Sie *so* liebe!

A. Ich liebe Sie mehr, als mein Leben, und so sehr, als ich kann; so viel weifs ich gewifs. Andere mögen ein Gefühl, das sie nicht haben, lebhaft schildern. 'Ich überlasse mich demjenigen, das mich durchdringt; es ist mein Glük und mein Stolz, und ich würde es auch dann noch lieben, wenn es mich unglüklich machen sollte. Allein ich bin von der Güte Ihres Herzens überzeugt. Sie können nie so ungerecht seyn, mir Ihre Achtung zu versagen, nie die Grausamkeit haben, mir nicht das zärtliche Wohlwollen zu schenken, das man keiner Seele, die nur für uns lebt, abschlagen kann; und damit — begnüge ich mich.

W. Aber ein Mann, der in der Welt zerstreut lebt, kann Sie nicht mehr glüklich machen, und ich sehe voraus, dafs Ihnen die Einsamkeit viel Langeweile machen wird.

A. Sorgen Sie nicht darum. Meine Kinder gewähren mir schon eine sehr unterhaltende Gesellschaft; die Sorge für sie soll mich ganz beschäftigen und hernach meine Bücher, mein Hauswesen — der Gedanke an Sie und bisweilen Sie, mein Freund, selbst — Unterhaltung genug.

Wendel wurde verwirrt und nachdenkend. Nach einigen Minuten Stillschweigen fing er an: Wie sich die Natur widerspricht! Mit welchem Eigensinne sie verfährt! Sollte man nicht von Rechtswegen auch das am meisten lieben, was man am meisten hochschätzt?

Mit dieser Frage gieng er fort. *Amalie* liefs ihre Kinder kommen.

Anfangs, unbeweglich und sprachlos, sah sie solche starr an; sog, so zu sagen, die Süssigkeit ihrer Blike ein, und fühlte alle Wunden ihres Herzens gelindert, als hätte

ein heilsamer Balsam sie bethaut. Sie sah ihren Spielen zu und ihrer unschuldigen Freude. Diese Freude, sagte sie weinend, soll auch die deinige seyn. Du wirst wenigstens bei ihrem Glühe auch glüklich seyn.

Während, dafs sie sich das Herz mit dergleichen Vorstellungen und durch sanfte Thränen erleichterte, suchte sich ihr Gemahl bei ihrer Nebenbuhlerinn von der Unruhe, worein ihn *Amalie* versezt hatte, zu zerstreuen. Endlich — sagte er zur *Falbek*, habe ich mir gegen meine hochachtungswerthe Gattinn keine Verstellung mehr vorzuwerfen. Ich habe ihr so eben gestanden, dafs ich sie nicht mehr liebe. —

F. Was antwortete sie auf diefs süsse Bekenntnifs?

W. Dafs sie mit blosser Freundschaft zufrieden sey.

F. Vortreflich! es war ihr nichts Unerwartetes und ihre stolze und friedliche Seele hielt es nicht der Mühe werth, darüber in Bewegung zu gerathen. Ich verstehe das

Ding. Fünf Jahre Liebe und Glük können der Seele eine Filosofie beibringen, die sich von der Gleichgiltigkeit des Gemahls nicht aus der Fassung bringen läfst. Und hernach, man hat Namen, Stand, Kinder, ein ansehnliches Vermögen, Uiberflufs in einem Hause, unumschränkte Herrschaft darinn — — O all das stählt wohl wider die heimtükischen Streiche der Liebe! Inzwischen befinden wir uns beide jezt zimlich ausser der Fassung einander gegenüber! Welch eine traurige Unterhaltung. Doch diefs bei Seite! Was für eine Rolle gedenken Sie nun zu spielen.

W. Ei! wenn die Bezauberung ein Mahl aufgehoben ist; so kann man sich nicht mehr daran halten. Das hiesse in einer abscheulichen Wüste seine Zeit in einem bezauberten Schlosse mit einander zubringen. Nach einer solchen Erklärung hat die Scheidung ihre Richtigkeit.

F. Wahrhaftig! wäre ich an der Stelle Ihrer Gemahlinn gewesen, ich hätte Ihnen den Laufzettel stehenden Fusses gegeben. Ein

Mann, der es wagt, uns ins Gesicht zu sagen, dafs er uns nicht mehr liebt, begeht eine Lästerung, nach welcher man entweder sogleich aus Hymens Tempel eilen mufs, oder sich dem Zorne eines Gottes aussezt, der keine Verzeihung kennt, und sich fürchterlich rächt.

So endete dieses Gespräch, weil es eben von der gewöhnlichen Abendgesellschaft unterbrochen wurde.

Sobald die junge Wittwe wufste, dafs *Amalie* hinlängliche Nachricht von ihrem verlassenen Zustande hatte, war sie gütig genug, ihr Tröster zuzuschiken. Man sagte sich in der *Falbek* gesellschaftlichem Kreise leise ins Ohr: *Amalie* würde sich nächstens scheiden lassen. Man lobte zu gleicher Zeit ihre Figur und ihren Karakter dergestalt, dafs Manchen die Lust anwandelte, an die Stelle des Mannes zu kommen, von welchem sich *Amalie* angeblich trennen wollte. Ohne dafs diese es noch wufste, aus welchen Absichten sie es thaten, sah sie wirklich schon

einige, die sichs recht sehr angelegen seyn liessen, ihr zu gefallen,

Unter diesen war besonders ein Engländer von einer edlen und sanften Figur, die zugleich den Ausdruk einer interessanten Melancholie hatte — einer Melancholie, durch die eine reine und tugendhafte Seele schimmerte. *Bolton* — so nannte er sich — liefs sich bei *Amalien* aufführen, und kam öfter, als sie es wollte. Er beobachtete sie viel, sprach wenig und liefs den Wunsch bliken, mit ihr allein zu reden. Endlich fand er sie ein Mahl allein... Hier ihr Gespräch ....

B. Ich schätze an Frauenzimmern die Aufrichtigkeit unendlich, und ich glaube, dafs Sie diese Tugend besitzen. Sprechen Sie also aufrichtig mit mir. Was denken Sie von mir? halten Sie mich nicht für einen sehr traurigen und sehr widerlichen Mann?

A. Für einen widerlichen Mann halte ich Sie nicht; aber das ist nicht zu läugnen, dafs Sie traurig sind.

B. Wissen Sie, warum ichs bin? — Weil

mich nichts ans Leben fesselt. Mein Herz schmachtet dahin und verdorret, wie eine wurzellose Pflanze. Meine Familie ist ausgestorben. Ich bin jung und allein. Ich liebe mein Vaterland, und gäbe gern mein Blut für dasselbe hin. Aber ich kann nicht darinnen aushalten. Ich schrieb meinen Unmuth dem Klima zu, und suchte einen reineren Sonnenschein, einen sanfteren Himmel und habe beides gefunden, beides eine Zeitlang genossen. Aber bald verdüsterte, ich weifs nicht, welche Wolke, mir diesen Genufs. Ach! die Wolke ist in meiner Seele. Die Kälte, die sich ihrer bemächtiget hat, verdichtet um sie her diesen Haufen von Dünsten.

A. Wie? in einem Alter, wo andere nichts als Vergnügen athmen, konnte Sie nichts aus Ihrer gleichgiltigen Gemüthsverfassung bringen?

B. Das Vergnügen der Wohlthätigkeit hat mich bisweil gerührt; aber diefs Vergnügen gewährt nur Augenblike des Genusses. So

wie die Wohlthat geschehen ist, erinnert man sich nicht mehr daran. Alle Freuden der Eitelkeit sind in meinen Augen Kinderspiele; die des Geldgeizes verzeiht man nur dem Greisenalter; die der Ehrsucht kosten mehr, als sie werth sind. Ich verachte falschen Ruhm; der wahre ist selten und mir zu theuer. Die Achtung der Menschen ist nothwendig und ich schätze sie, aber sie schmeichelt mir wenig; sie ist wie die Luft, die ich einathme, ein Bedürfniſs ohne Vergnügen. Die eingebildeten Freuden, die sich der Reichthum eines an Ekel und langer Weile kranken Geistes verschaffet, habe ich immer umsonst versucht. Ich konnte mir auf die Schnelligkeit meiner Rennpferde nie etwas zu gut thun. Ich führte meine melancholische Ideen in meinen Gärten spazieren; aber mein Miſsmuth überzog meine Blumenbeete mit Flor. Nachdem ich mir die Meisterwerke der Malerey und Bilderhauerkunst angeschafft und ihre Schönheiten frostig bewundert hatte, überliefs ich sie den Vorüber-

gehenden. Ich sage Ihnen nichts von jenen Vergnügungen, welche die Erkäuflichkeit ihres Gegenstandes herabwürdigt; etwas Feiles dieser Art konnte mich nie rühren.

A. Und die Freundschaft?

B. Die Freundschaft! Ach! ich habe sie wohl in Büchern schön geschildert gefunden; aber selbst diese Bücher sprachen von ihr, wie von einer Seltenheit. Auch die Zaubereien der Liebe las ich darinn beschrieben, und was diese belangt, so glaube ich an sie; aber die Sehnsucht, die sie mir nach ihrem Genufs einflöfsten, ist aus Mangel an Nahrung erloschen. Und wie wollen Sie, dafs derjenige zu lieben wage, welcher es selbst fühlet, dafs er nicht liebenswürdig ist.

A. Man wird es durch das Verlangen, zu gefallen.

B. Das mag wohl seyn; aber diefs Verlangen mufs von Hoffnung genährt werden, und diese Hoffnung habe ich nie gehabt, und habe sie jezt weniger, als jemals.

(Bey diesen Worten schlug er die Augen nieder).

A. Ich rathe Ihnen, den Muth nicht sinken zu lassen. Sie sind ganz der Mann, der einem liebenswürdigen und tugendhaften Frauenzimmer die Neigung, die Sie für sie fühlen, einflössen kann. Die Liebe wird Ihr Herz, das Sie für abgestorben halten, aufs neue beleben, und wenn sich nur erst mit dem Glüke des Gatten auch das des Vaters verbindet, alsdann werden Sie sich durch die süssesten Bande wieder ans Leben geknüpft fühlen.

B. Ach! dafs ist's allein, wornach ich strebe; aber die reizende Hoffnung, zu der Sie mich auffordern, hängt von Ihnen ab; Sie können mir sie einflössen.

A. Ich?

B. Ja! Sie, und nur Sie allein. Ich weifs, dafs Sie und Herr *Wendel* sich nächstens scheiden lassen werden, und zwar von guter Hand weifs ich es. Diese Nachricht hat mich auf den Gedanken gebracht, Ihr zweyter Gemahl zu werden. Ich bin gar nicht galant. Ich verstehe mich auf die Kunst,

einer Liebeserklärung eine geschmeidige Wendung zu geben, keineswegs; aber Sie sind die Frau in der Welt, deren Besitz meine gröfste Freude, und deren Beglükung mein gröfster Stolz wäre. Ich habe Ihnen zehn tausend Pfund Sterling jährliche Einkünfte und ein Herz anzubieten, das noch nie geliebt hat, und auch nur Sie lieben wird. Uiberlegen Sie, ob Ihnen das ansteht.

A. Ihr Anerbieten schmeichelt mir; aber man hat gescherzet, als man Ihnen sagte, ich würde mich scheiden lassen. Ich habe nie daran gedacht, und mein Mann wird, wie ich hoffe, auch nie daran denken.

B. O! was ihn betrifft, da bin ich überzeugt, dafs er wirklich daran denkt, und ich glaube sogar, dafs er mit der Frau *Falbek* diesfalls schon vorläufige Verabredungen getroffen hat. Uibrigens verlange ich von Ihnen nichts, als nur den Vorzug, wenn der Fall einträte. Findet die Scheidung nicht statt; so nehme ich meinen Vorschlag zurük.

A. Darf ich wohl wissen, wo sie die Nachricht von meiner Scheidung erfahren haben.

B. Das ist kein Geheimnifs. Ich hörte bei der Frau *Falbek* ganz öffentlich davon sprechen und glaubte also, dafs sie beyde miteinander sehr wohl verstanden wären; denn Frau *Falbek* läfst Ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren, und preiset den Mann sehr glüklich, der den Werth Ihres Besitzes fühlen würde. Daher kommt es denn auch, dafs sich Ihre Freunde um die Wette beeifern, sich Ihnen anzubieten, und von Ihnen gewählt zu werden.

A. Aber ich versichere Sie, meine Scheidung wird ewig eine blosse Erdichtung bleiben.

Der Engländer ging und unterliefs nicht, sich darüber zu beklagen, dafs man ihn zum Besten gehabt hätte; ja er versicherte die Frau *Falbek* recht ernstlich, dafs *Amalie* an nichts weniger, als an eine Ehescheidung denke.

Da sehen Sie nun, sagte sie zum Herrn *Wendel* mit einem spöttischen Tone, wie Sie bald in Freiheit kommen werden. Ich ha-

be es Ihnen ja vorausgesagt: man wird einem solchen Gefangenen, wie Sie sind, nicht erlauben, seine Fesseln zu zerbrechen und abzustreifen. Gehen Sie, mein Herr, Sie sind zum lebenslänglichen Sklaven Ihrer Ehe verurtheilt.

Wendel wurde täglich trauriger und wider *Amalien* eingenommen. Ist es wahr, sagte er eines Tags in der Aufwallung seiner üblen Laune zu seiner Gattinn: dafs Sie das Herz des guten *Bolton* abgewiesen haben, und dafs es nur von Ihnen abhängt, ihn von seiner Schwermuth zu heilen?

A. Dergleichen Kuren sind für Frauenzimmer meines Karakters nicht; ich bin zu einfach, zu still, zu simpel dazu. Wer ein Herz von Eis erwärmen will, mufs die Wunderkunst, *zu gefallen*, besitzen. Nur mit einer leichten Anmuth und mit blendenden Launen, nur mit einer auffallenden Mannigfaltigkeit des Humors, mit einer ausserordentlich abwechselnden Einbildungskraft, mit ei-

nem gewandten Gemische von Sanftmuth, Stolz, Strenge und gefälligem Wesen lassen sich die Funken jenes Feuers, das man Liebe nennt, wieder anfachen. Allein wenn ich auch alle diese Gaben besässe; so würde ich doch keinen Gebrauch davon machen, um *Boltons* Herz zu rühren.

W. Wenn aber dieser Mann ein Mahl liebt; so wird sich seine Liebe nur mit seinem Leben enden.

A. Ich glaube es selbst, und die Frau, die er einst liebt, wird sehr glüklich seyn.

W. Er besizt ein ungeheures Vermögen.

A. Das weifs ich.

W. Er ist in England ein Mann vom ersten Range.

A. Auch diefs ist ein grofser Vorzug.

W. Er ist jung und wohlgebaut; ein Mann von einer seltnen Rechtschaffenheit; sein Karakter ist voll Sanftheit, Güte und Seelenadel. Ich begreife also nicht, warum man einen solchen Mann verschmäht.

A. Verschmäht? Diefs wird er sicher nicht

werden; ja ich glaube, in der Nähe eine Frau zu sehen, die stolz darauf seyn wird, ihn zu besiegen. Sie verbindet mit der Kunst, zu verführen, jede reizende Eigenschaft. Sie ist lebhaft und anziehend; versteht sich darauf, durch Besorgnisse, Wünsche und durch Eifersüchteleien, Aufmerksamkeit zu erregen, und scheint mir, ganz dazu gemacht, *Bolton* seinem schmachtenden Zustande zu entreissen; ich glaube sogar, dafs sie ihn verdienet.

W. Und wer ist denn diese durchtriebene Kokette?

A. Das ist ein Geheimnifs, welches ich noch dermahl für mich behalte. Wann er geheirathet haben wird, will ich es Ihnen schon sagen, ob es eben die war, die ich meinte; bis dahin aber mögen Sie es errathen.

Sehen Sie denn nicht — sagte Frau *Falbek* zu Herrn *Wendel*, als dieser ihr die Unterredung mit seiner Gattinn erzählte: dafs ichs bin? Ganz gewifs wollte sie mich schildern. Aber weil mich Frau *Wendel* für eine solche

Künstlerinn hält; so mufs man ihr doch zeigen, dafs sie nicht unrecht hat. So lang sie glaubt, Ihr Herz sey frey, so lang ist's ganz natürlich, dafs sie Sie wieder zu fesseln hoffet. Diese Hoffnung mufs ihr nun benommen werden, und wenn sie wirklich eine geliebte Nebenbuhlerinn hat; so mufs sie es erfahren. Sie verdient zu viel Achtung, als dafs Sie ihr diefs Geständnifs nicht selbst machen müfsten. Sie sind es ihr, Sie sind es sich selbst schuldig.

W. Und Sie erlauben, dafs ich ihr ihre Nebenbuhlerinn nenne?

F. Wie es Ihnen beliebt. Doch nein! thun Sie es nicht. Ich kann mich noch nicht genug auf Sie verlassen; vielleicht auch noch nicht genug auf mich selbst — Wer weifs, wie's kommt! Ich kann zwischen heut und morgen einen andern Mann noch verführerischer, noch gefährlicher finden, als Sie zum Beispiel den Herrn *Bolton*. Folgen Sie mir und nennen Sie mich nicht eher, als bis wir vor dem Altare stehen. —

Hier gieng Herr *Wendel* fort, und fand seine Gemahlinn, wie sie sich eben von ihrer Tochter eine kleine Aufgabe hersagen liefs. Kommen Sie (sagte Sie zu ihm:) hören Sie, wie gut *Adelheid* schon zu lesen anfängt; küssen Sie das Mädchen dafür zur Belohnung. Er küfste sie und *Amalie* sah seine Augen feucht werden.

Während der Zeit, dafs nun die kleine *Adelheid* mit verdoppelter Aufmerksamkeit ihre Aufgabe hersagte, warf er sich in einen Lehnstuhl, stand wieder auf, ging hastig, aber schweigend und in grosser Bewegung, auf und nieder, entfernte sich darauf plötzlich und verschlofs sich in sein Zimmer. Nach einem langen Kampfe mit sich selbst, kehrte er endlich zu seiner Gattinn Nebenbuhlerin mit dem Geständnifs zurük: dafs er zu schwach sey, und zu wenig Muth habe, um offenherzig mit seiner Gattinn zu sprechen. Armer Mann! sagte sie, ich sehe wohl, dafs ich Ihnen zu Hilfe kommen mufs, denn sonst nimmt die Komödie kein Ende.

Noch am nämlichen Abend kam an *Paulinen*, *Amaliens* Kammerfrau, ein Briefchen ohne Unterschrift, des Inhalts:

„Will es denn die Frau *Wendel* darauf an„kommen lassen, hintergangen und verlas„sen zu werden? Weifs sie von der Unbe„ständigkeit ihres Gemahls nichts? oder thut „sie vorsetzlich so, als wüfste sie nichts da„von? Kann er, mit einem Herzen voll Lie„be für eine Andere, ihr, diefs Gefühl noch „für ihn zu haben, gebieten? oder hat sie so„gar wenig Stolz, und den Muth, zu verlangen, „dafs die Fesseln mit Gewalt zerbrochen wer„den, die ihn noch an sie binden?"

Amalie zweifelte keinen Augenblik daran, dafs diefs Briefchen von ihrer Nebenbuhlerinn herrühre, und da es sie zu einer entscheidenden Antwort herausforderte, so wollte sie dieser auch nicht weiter ausweichen. *Wendel!* sagte sie, sobald sie ihren Gemahl sah: Wir sind eifersüchtig. Da — lesen Sie, was uns gute Freunde schreiben.

Er las und spielte den Erstaunten dabei.

Und was denken Sie, frug er: von diesem dienstfertigen Winke?

A. Was ich davon denke, können Sie aus der Art schliessen, wie ich Ihnen solchen anvertraue.

W. Sie glauben also nicht, dafs mein Herz einer Untreue fähig wäre?

A. Ich halte es sogar für etwas Unmögliches!

W. Wenn dem aber doch also wäre?

A. Dann würde ich Sie beklagen!

W. Und auf mich Verzicht thun?

A. Nimmermehr.

W. Nach einem solchen Vergehen?

A. Ein Vergehen dieser Art wäre eine Verirrung, die ich Ihnen verzeihen würde.

W. Wahrhaftig! das ist zu viel. (Hier stand er auf). Gesezt: Sie hätten auch Standhaftigkeit genug, mit mir unglüklich zu seyn; so kann ich es doch selbst nie zugeben, dafs Sie es werden, und dafs Sie zu gleicher Zeit Zeuge und Ursache davon sind.

A. Auf diese Art wissen Sie nicht, dafs

die treue Erfüllung unserer Pflichten die Pein mildert, die man unverdient leidet. Sie sind Vater meiner Kinder. Dieſs allein gibt Ihnen ein unveränderliches Recht auf meine Zärtlichkeit und es steht, durchaus nicht in Ihrer Macht, auf dieſs Recht Verzicht zu thun. Bei meiner Verbindung mit Ihnen bedung ich mir nicht aus, Sie zu hassen, wenn Sie unglüklich, oder Sie zu verlassen, wenn Sie krank würden. Sie wären beydes, wenn eine thörichte Liebe Sie in ihre Irrgänge zöge. Das wäre ein Wahnsinn, dessen Heilung ich erwarten und wozu ich meine ganze Sorgfalt und alle meine Kräfte anwenden müſste.

W. Ich wäre Ihnen also in diesem Falle ein Gegenstand des Erbarmens?

A. Sagen Sie lieber des Mitleid's und zwar eines Mitleid's, wie es ein Vater seiner Tochter einflöſst, die an seiner schmerzensvollen Lagerstätte wacht.

W. Von einem solchen Gefühle entbindet Sie Ihr Gemahl. Seine Krankheit, wenn

e wirklich eine ist, ist kein vorübergehen-
er Anfall. . . .Aber sagen Sie mir doch: von
em haben Sie dieses Briefchen?

A. Pauline hat es empfangen und mir über-
eben —

W. Diese *Pauline* mischt sich hier in Al-
es. Sie hätte schon längst wahrnehmen kön-
en, dafs sie eine Art an sich hat, die mir
isfällt. Schaffen Sie mir sie unverzüglich
us den Augen, ich bitte Sie —

Diefs sagte *Wendel* mit einem trotzigen
nschein, und ging, ohne eine Antwort zu
warten, vermuthlich gepreſst von der Ge-
alt fort, die er sich anthat, um den Un-
erechten und Grausamen zu spielen.

In diesem Augenblike war *Amalie* aber auch
icht stärker, als er.

Gegen das gehlten, was sie bis jezt schon
usgestanden hatte, war *Paulinens* Abdan-
ung nur eine Kleinigkeit, und doch drükte
e diese beinahe zu Boden. War das, rief
e aus dein sonst so nachsichtsvoller Ge-
ahl, der ehedem immer so viel Herzensgü-

te zeigte! In welchen Gemüthszustand hat ihn seine unglükliche Liebe versezt!

Amalie liefs *Paulinen* kommen. Da sie immer ihre Kinder mit zu bringen pflegte, so sah sie dieselbe auch mit ihr herein treten. Eines solchen Beistandes hatte sie in der That nöthig. Anfangs liebkoste sie ihre Kinder; denn nur dann, wann sie sie an ihr Herz drükte, fühlte sie es aufs neue gestärkt und mit neuem Muthe belebt. Endlich, nachdem ihre Standhaftigkeit wieder zu einigen Kräften gekommen war, sagte sie:

„*Pauline* hör sie mich an. Sie weifs, dafs ich ihr gut bin. Sie hat mir mit Eifer gedienet, ich habe keine Klage über sie; aber mein Kind, ich gebe ihr den Abschied. Frage sie mich nicht um die Ursache; ich will dafür sorgen, dafs sie eine andere gute Herrschaft bekommt, und bis dahin soll es ihr an nichts mangeln."

Pauline vor Bestürzung zitternd, konnte nichts sprechen, endlich stürzte sie ihrer Frau mit einem Strom von Thränen zu Füs-

nen. Ihr trostloser Zustand erschütterte *Ama-*
liens beide Kinder so schmerzlich, dafs sie
laut aufschrien und ihr um den Hals fielen.
gerührt, wie *Amalie* jezt war, war sie es noch
nie gewesen. Endlich rief die arme *Pauline*:
„Was habe ich denn verbrochen? Ich
würde mein Leben für Sie hingeben.
Der Himmel weifs es, dafs ich nur für Sie
athme, und Sie verstossen mich? Ach ich
Unglükliche, was habe ich denn verschuldet?
Doch nein! ich habe Ihnen nichts vorzu-
werfen. Man zwingt Sie, mich fortzuschi-
ken. Man hat seine Freude daran, Sie zu
quälen. O ich sehe diefs in diesem Augen-
blike nur zu gut ein. Ja! Sie vor Kummer
ums Leben bringen, diefs möchte man gern."
Paulinens Blik in ihrer Gebieterinn Lage
machte diese schaudern, und verwirrt. „Bei
all der Freundschaft, (sagte *Amalie*) die ich
für sie, meine liebe *Pauline*, habe, und
ewig haben werde, befehle ich ihr, kei-
ne solche Reden mehr zu führen. Wenn
sie nur noch ein einziges solches Wort ent-

fährt; so will ich sie so lang verachten und hassen, als ich sie geliebt haben würde. Geh sie also! aber ohne die mindeste Klage."

Herr *Wendel* sah sie fortgehen. Sie hatte, gleich einer Verbrecherinn, das Gesicht verschleiert und vor dem Mund ein Schnupftuch, womit sie ihr Schluchzen verbarg. Dieser Anblik war ihm unerträglich.

Er ging zur Frau *Falbek*, und rief gleich bei seinem Eintritt ins Zimmer, ohne dafs sie zum Wort gekommen wäre:

„Bin ich nun ungerecht, hart, unmenschlich genug? Da sehen Sie! Ich lasse mir einfallen, sie soll das Mädchen, worüber ich mich in meinem Leben nie zu beklagen, Ursache hatte, ein Mädchen, das ihr mit zärtlicher Anhänglichkeit dient, das sie liebt und von welchem sie geliebt wird — auf der Stelle abdanken, und sie thut es gleich, ohne Murren, geduldig. Warum mufs zu meinem Aerger meine Gattinn, wie ein Engel tugendhaft, und diefs Herz, das sie anbeten sollte, für sie von Eis und für eine Andere

ganz Feuer seyn! Welch ein unbegreiflich widersinniges, verdorbnes Geschöpf bin ich! Aber soll ich defswegen mit ihr unglüklich seyn? Und doch wollte ich mich dazu verurtheilen, wenn ich allein darunter zu leiden hätte. Allein sie selbst — wie viele öde Augenblike würde sie haben? wie viele Thränen würde es sie kosten? wie viele bittere Klagen müfste sie nicht in sich verschliessen? Ach! je mehr sie mir Bewunderung abzwänge, desto verhafster würde ich mir selbst. Ich bin in einer schréklichen Lage, und wie kann ich mir daraus helfen? Neue unanständige Schritte thun? Nein! das bin ich nicht mehr im Stande; das will ich in Zukunft nicht mehr thun."

F. Pfui! wer kann an unanständige Schritte denken! Ich würde sie verabscheuen, wenn Sie es gegen Ihre Gemahlinn jemahls an Achtung und Ehrerbietung mangeln liessen. Sich überdrüssig lästig zu machen, sich widerlich und mifsfällig zu stellen wissen, so, dafs man zu rechter Zeit gern den Abschied erhält, diefs

kann sich ein Mann - allenfalls auch ein Liebhaber noch erlauben, aber auch mehr durchaus nicht.

W. Dieſs alles habe ich schon vergebens versucht!

F. Ich kann es nicht glauben, und zur Ehre meines Geschlechts bin ich überzeugt, daſs Sie sich schlecht dabei benommen haben. Frau *Wendel* würde es nie gelitten haben, daſs ihr ihr Mann erklärt hätte: er bete ihre Nebenbuhlerinn an. Um so was zu glauben, hätte ich es selbst mit anhören müssen.

W. Gut! Sie sollen es hören, wenn Sie wollen; es hängt nur von Ihnen ab, mit eigenen Augen anzusehen, wie ich mich vergebens bemühe, mich von ihr los zu machen.

F *(nach einigem Nachdenken).* Wohlan! es sey! Machen Sie uns miteinander bekannt; ich stehe Ihnen dafür, daſs ich Ihnen Ihren Abschied verschaffen will, wenn ich nur ein Bischen mit Ihr auf meine Weise sprechen kann.

Wendel gieng wie gewöhnlich fort, und

suchte sich ein Geschäft bei *Amalien*. Nach einigen unbedeutenden Fragen sagte er zu ihr: Ich gebe nächster Tagen ein kleines Gastmahl. Wir werden Damen dabei haben. Ich will Ihnen diejenigen aufschreiben, die Sie durch Billete dazu einzuladen, die Gefälligkeit haben werden. Unter diesen Damen wird auch die Frau *Falbek* seyn; eine Frau vom besten Tone, sehr liebenswürdig, sehr geschäzt. Sie werden also die Güte haben, ihr gut zu begegnen, weil sie eine neue Person ist.

Die Demüthigung, genöthigt zu seyn, ihre Nebenbuhlerinn gut aufzunehmen, war *Amalien* schauderhaft. Sie erbleichte und erstummte. Dessen ungeachtet ging, sobald sie sich nur wieder selbst überlassen war, eine Veränderung in ihr vor, an die sie sich in der Folge nie ohne Erstaunen erinnern konnte.

Der Gedanke, dafs sie nun an dem wäre, sich einer Feindinn unter die Augen zu stellen, und entweder sich von ihr herabgewürdigt zu sehen, oder sich über sie und über sich selbst zu erheben, gab ihr bei der Wahl

der zwey Wege, die unausweichlich vor ihr lagen, eine Stärke, welcher sie sich vorher selbst nicht fähig genug gehalten hatte.

Wie sie also die Einladungen durch Billette nach dem von ihrem Gemahl empfangenen Verzeichnisse, ihrem Entschlusse gemäfs, ganz unbefangen gemacht hatte, erwartete sie die Frau *Falbek* mit kaltem Blute, gestählt durch das Bewufstseyn ihrer gerechten Sache.

Man kann sich auf der Welt nichts Ungezwungneres und Uiberdachteres, als der *Falbek* Ankunft, aber auch nichts Natürlicheres und Gefafsteres, als *Amaliens* Empfang, vorstellen. Auf *Amaliens* Seite, wie auf der ihrer Nebenbuhlerinn, ging das Mahl und die darauf folgende Unterhaltung, mit einem Worte die ganze Zusammenkunft ohne ein Wölkchen vorüber, nur mit dem Unterschiede, dafs die *Falbek* geflissentlich zu glänzen suchte, und sogar mit den Damen leichthin kokettirte; *Amalie* hingegen überall Sanftheit, heiteren Sinn, einschmeichelnde Auf-

merksamkeit und zurükhaltendes und überwiegendes Wesen, das sie ganz auf ihren Platz, so wie die *Falbek* auf den ihrigen sezte, wirken liefs. Frau *Falbek* fühlte das Lezte, und suchte *Amalien* durch Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, durch das Blendende ihres Tons und ihrer Sprache zu schlagen. *Amalie* aber lächelte zu ihrer Anmuth, lobte sie, gab ihr Beifall, jedoch immer nur so, wie einer Aktrize aus einer Loge, wenn sie die Güte hat, zu unserem Vergnügen zu spielen.

Mifsvergnügt über die Art, wie *Amalie* ihre liebenswürdige Tischgenossinn unter sich zu halten wufste, that sich ihr Gemahl dagegen alle Gewalt an, ihr auf eine ausgezeichnete Weise zu begegnen und ihr damit gegen seine Gattin wieder aufzuhelfen. *Amalie* that aber nicht, als ob sie dieses merkte, und beschäftigte sich dagegen mit den Damen, die er unschiklicher Weise ganz vernachlässigte. Die zuvorkommende Gewandheit ihrer Blike, und noch mehr ihrer Reden gab auch ihrer Aufmerksamkeit für diese Da-

men jene Nüanzen, welche Männern leicht entschlüpfen können, aber dem im Punkte des Schiklichen und Anständigen viel delikateren schönen Geschlechte gewifs nie entgehen. Auf diese Art war sie gewifs, dafs, wenn auch der Beifall der Eitelkeit, der der Frau *Falbek* schmeichelte, für sie entschied, doch das Wohlwollen, und vielleicht auch ein Grad von Achtung auf ihre Seite treten würden. Denn sie hatte wenigstens über ihre Nebenbuhlerinn den mächtigen Vortheil, dafs ihr zurükhaltendes Wesen keinen Neid erregte, da hingegen das sichtbare Bestreben der Frau *Falbek*, hier über Alle zu glänzen, nothwendig alle diejenigen beleidigen mufste, die sie verdunkelte.

Bei den Männern nahm sich *Amalie* blos in Acht, keinen zu beleidigen. Uibrigens war sie überzeugt, sie würden in solchen Stüken, in welchen sie, ohne Nachtheil ihrer Ehre, mit ihrer Nebenbuhlerinn verglichen werden könnte, am Ende insgesammt der Meinung der Damen beitreten.

Es sey nun, dafs der erste Eindruk, den *Amaliens* Karakter auf die Frau *Falbek* machte, sie von ihrem Vorsatze, *Amalien* in ihrem zu Hause verdunkeln, abbrachte, oder dafs sie zur Erreichung ihres Zweks ein einschmeichelndes Wesen für diensamer erachtete; genug: sie nahm am Ende den Ton einer verführerischen Liebenswürdigkeit gegen *Wendels* Gattinn an, und diese glaubte, sich ihr weder in die Arme werfen, noch sie ganz zurükweisen zu dürfen.

Nach zween Tägen besuchte sie *Amalien*, die eben nur wenig Leute bei sich hatte. Ein zudringlich freundschaftliches Betragen der Frau *Falbek* gegen *Amalien*, und *Amaliens* Miene, als ob sie ihr solche Gesinnungen gern einflöfste, beides hatte das Ansehen, als wenn *Amalie* nichts von den Aufmerksamkeiten wüfste, die ihr Gemahl an jene verschwendete. Man sprach also ganz ohne Zwang von den Neuigkeiten des Tages. Die neueste war die Scheidung der Frau *Genser*. Jedermann in der kleinen Gesellschaft

lobte die junge Dame, dafs, da sie sich betrogen und verlassen gesehen hätte, sie diese Partie ergriffen habe.

A. Auch ich verzeihe ihr diesen Schritt. Sie hat keine Kinder.

F. Und wenn sie welche hätte, wäre es ihr nicht noch verzeihlicher? verdiente sie darum nicht mehr Lob?

A. Man sieht wohl, dafs Sie nicht Mutter sind. Wenn Sie wüfsten, wie unbedeutend die kleinen Kränkungen der Eigenliebe und der Eitelkeit für Mutterliebe sind; so würden sie gewifs anders denken.

F. Es ist nicht zu läugnen, dafs eine Mutter Pflichten gegen ihre Kinder hat. Ich fühle, dafs man um ihretwillen viel Kummer und viel Herzensleere ertragen kann; aber man ist doch nicht verbunden, sich, ihretwegen, unaufhörlich entgegen handeln, betrügen, erniedrigen zu lassen; und ein Unglük, das ein ganzes Leben hindurch dauert, und keine Minute lang aufhört, ein solches Unglük übersteigt wohl gewifs die Kräfte der Beständigkeit.

Jezt that die Frau *Falbek*, als ob sie die Geschichte der Frau *Geuser* schilderte; eigentlich aber malte sie jene der Frau *Wendel* mit so lebhaften, mit so eingreifenden Farben, dafs diese jedes Wort auf's tiefste verwundete. — Kurz und gut! schlofs sie: stellen Sie sich ein Mahl einen Mann vor, der seiner Gemahlinn, um sie in Harnisch zu bringen, die geliebte Nebenbuhlerinn ins Haus führt und sie nöthigt, diese gut zu empfangen, ja mit anzusehen, wie er an ihrer Seite, unter ihren Augen an die neue Geliebte seines Herzens alle Aufmerksamkeiten der Liebe verschwendet.

Je nun! (erwiederte *Amalie*, ohne die Fassung zu verlieren), ich bin überzeugt, dafs wenn sie über die Verirrungen ihres Mannes einen anständigen Schleyer geworfen und gethan hätte, als ob sie sein Unrecht nicht wüfste, sie nicht nur ihre Freunde, es eben so, wie sie, zu machen, gelehrt haben würde, sondern dafs ihr Unglük alsdann nur von einer kurzen Dauer gewesen wäre. Ihr

kluges Betragen würde ihren Gemahl vielleicht bald wieder zu ihr zurükgeführt haben. Es gibt äusserst wenig Menschen, auf die ein tugendhaftes Betragen keinen Eindruk mehr macht. Und gesezt auch, dieses hätte nichts gefruchtet; so würde doch die Achtung der ganzen vernünftigen Welt, die gewifs für alles tröstet, auf ihrer Seite gewesen seyn, und die Verachtung immer diejenige getroffen haben, die sie wirklich verdienet.

Diese Worte schienen die Frau *Falbek* zu beleidigen. „Man tröstet sich, (gab sie zur Antwort), so gut man kann. Man mag aber sagen, was man will, so spielt doch immer eine verlassene Frau, die nicht Muth hat, sich der Verachtung zu entziehen, eine höchst elende Rolle."

Hierauf verliefs sie *Amalien* mit triumfirender Miene und insonderheit sehr zufrieden, ihr einen vergifteten Stich im Herzen zurükgelassen zu haben.

Indessen wollte *Amalie* sie dieses Vortheils über sich nicht lang geniessen lassen. Da

sie nun voraus sah, dafs man gesonnen sey, sie entweder zu dem Ausbruch einer offenbaren Fehde zu zwingen, oder ihr ein langsames Gift durch eine tägliche Erneuerung eines ähnlichen Auftrittes tropfenweise beizubringen; so beschlofs sie den einen, wie den andern Plan mit einem Mahle zu vereiteln. In dieser Absicht machte sie ihrer übermüthigen Nebenbuhlerinn einen Gegenbesuch und fand sie zu ihrem Vergnügen eben allein.

A. Ich habe mich in der That sehr gesehnet, Sie wieder zu sehen. Ich habe Ihnen ohne meinem Willen wehe gethan und mufs mich also hierüber rechtfertigen. Ich vertheidigte lezthin gegen Sie die junge Frau *Geuser*, ich gestehe es, mit etwas zu vieler Wärme. Erst nach der Hand erfuhr ich die Ursache: warum Ihnen diefs mifsfiel. Ich bitte Sie also um Verzeihung.

F. Wie? *(etwas betroffen)* was konnte man Ihnen denn diefsfalls sagen? *(nach einiger Erholung lächelnd)* Ah! dafs Sie selbst in einer ähnlichen Lage sind, und dafs Herr *Wendel*...

A. Einen Augenblik Geduld! *(Mit gemäs-sigtem, aber Stillschweigen gebietenden Tone in die Rede fallend)* Gewisse Sachen wieder-holt man nur gegen eine vertraute Freundinn, und ich habe noch nicht das Glük, Ihnen dieſs sagen zu können. Indessen will ich es gern anhören, was Sie mir etwa zu sagen haben, wenn Sie mir mit einem guten Bei-spiele vorgehen, und einige Minuten Ge-hör geben wollen, ohne mich zu unterbrechen.

Wendel ist im Grunde seines Herzens ein rechtschaffener, ein vortreflicher Mann. Fünf Jahre, in welchen er in der innigsten Ver-traulickkeit und ohne Rükhalt mit mir lebte, lehrten mich, ihn täglich mehr schätzen und lieben, und ich kann in ihm das nicht ver-kennen, wozu ihn die Natur gemacht hat: einen zuverlässigen und wahren Freund, ei-nen nachsichtsvollen Gemahl, einen guten Vater — mit einem Worte: unter allen Män-nern denjenigen, dem ich noch heut den Vor-zug geben würde, wenn ich freye Wahl hät-te. Dafs er, bei so vielen Vorzügen, gegen

die Verführungen des Geistes und der Schönheit unerschütterlich standhaft seyn soll: dieſs erwarte ich weder von ihm, noch von irgend einem andern Manne seines Alters. Was bei uns die erste aller Tugenden ist, rechnet man kaum zu den Tugenden des männlichen Geschlechtes. So will es die Meinung der Menschen. Lassen Sie uns also nicht strenger seyn, als diese, und glauben, daſs die Vergehungen der Liebe, die eine junge Geliebte für unverzeihlich hält, für eine nachgiebige Gattinn, besonders aber für eine gute Mutter, nicht von der nämlichen Grösse sind. Gesezt also, Herr *Wendel* begienge wirklich das Unrecht, welches man dem Herrn *Geuser* zuschreibet; so bliebe es doch meine Pflicht, durch ein zärtliches, geschmeidiges Betragen und mit Hilfe aller anziehenden Mittel ihm zu gefallen, ihn aus der Schlinge heraus zu wickeln, in die er gerathen wäre... Aber, sagen Sie mir, wird ihm wohl wirklich eine solche Verirrung Schuld gegeben.

F. Allerdings, und zwar, wenn ich nicht fehle, eine Verirrung ohne Rükkehr.

A. Vergeben Sie mir, *Sie* glauben das nur: *ich* glaube es nicht. Wenn das Frauenzimmer, das die Ursache seiner Unbeständigkeit ist, tugendhaft genug ist, ihm jede Hoffnung zu benehmen; so wird er sie nicht lang lieben, hätte sie auch alle Ihre Reize. Eben so wenig wird er lang lieben, wenn sie ihm Achtung einzuflössen aufhöret. . .

F. Scheidung *(lebhaft ins Wort fallend)* ist eine erlaubte Sache, und *Wendel* konnte sie versprechen.

A. O! dann versprach er in der That etwas, was er unmöglich halten kann; denn es stehet in meiner Willkühr, meine Einwilligung nicht dazu zu geben, und ich — werde nie einwilligen.

F. Wenn er sie aber von Ihnen verlangt?

A. So werde ich sie ihm abschlagen. — Ich habe hierzu zweyerley Muth — den Muth einer Gattinn, und den Muth einer Mutter. Weder der eine, noch der andere wird mich verlassen.

F. Ach! sich vernachlässigt, frostig behan-

delt, vergessen, verlassen zu sehen, ist zu bitter, zu demüthigend, als dafs man es ertragen könnte, man mag sagen, was man will.

A. Bei allem dem werde ich's doch ertragen, und ohne Scham. Die Tugend hat einen Karakter, der sich nicht herabwürdigen läfst; sie drükt vielmehr alles, was sie zu erniedrigen sich bestrebt, zu Boden.

F. Aber, wenn er dann mit Ihnen unglüklich wäre?

A. Je nun! so würden wir's zusammen, gewifs aber nicht lang seyn; denn wir würden, wie ich hoffe, im Schoose der Freundschaft unser Glük bald wieder finden.

F. Wie aber, wenn es, wie man sagt, wahr ist, dafs er sich in eine andere Frau sterblich verliebt hat?

A. Es ist allerdings wahr, dafs er eine reizende Frau liebt, eine Frau voll Geist, voll Anmuth. Allein — wozu diese Umschweife? Frau *Falbek*! Sie sind's die er liebt; ich weifs es, und vergebe es ihm. Aber ich erkläre Ihnen auch hier, dafs *Wendel*, so lang ich

lebe, Ihr Gemahl nicht wird. Er hat unstreitig tausend Mittel in den Händen, mich zu betrüben. Allein ich werde schweigen und leiden; denn mein Schikſal will es ein Mahl so, und ich will mich darein fügen.

F. Wohlan denn! weil Sie schon die Hauptsache wissen; so will ich Ihnen auch von den Nebenumständen, nichts verheimlichen. Es ist nicht zu läugnen, daſs *Wendel* mich anbetet. Ich habe ihn von seiner unvernünftigen Leidenschaft nicht heilen können. Wann Sie sich nun derselben widersetzen; so muſs er freylich Verzicht auf mich thun. Allein Verzweiflung wird alsdann sein Loos seyn. Sagen Sie mir nun aufrichtig: Warum wollen Sie mit Gewalt ein Herz für sich behalten, das nicht mehr für Sie leben kann? Tausend andere werden sich Ihnen anbieten und so liebenswürdig, wie Sie sind — —

A. (indem sie aufstand) Der Trost, den Sie mir da zu geben belieben, rührt mich gar' nicht. Ich will nun ein Mahl, wie Sie sagen, *mit Gewalt Wendels* Gemahlinn blei-

ben, denn ich bin Mutter und zwar Mutter seiner Kinder. Diese beiden Namen sind mir heilig; sie sollen stets unauslöschlich in meinem Herzen und einst — meine Grabschrift seyn.

Bei diesen Worten sah *Amalie* die Frau *Falbek* gerührt. Sie ergrif plötzlich ihre beide Hände, drükte sie zwischen die ihrige und küfste sie mit einem Entzüken, das *Amalien*, wie man sich es leicht denken kann, in Erstaunen sezte. Ach Frau *Wendel* (rief sie:) wie unwiderstehlich ist das Uibergewicht der Tugend! und wie schnell zerfällt vor ihr aller eitler Tand in Nichts!

Hierauf suchte sie den Herrn *Wendel* auf. Kehren Sie zu ihrer unvergleichlichen Frau zurük! (sagte sie zu ihm:) Lieben Sie sie wieder, oder leben Sie doch wenigstens nur für sie allein. Ich habe sie endlich kennen gelernt, und wahrhaftig, ob ich gleich etwas auf mich halte, so mufs ich doch gestehen, dafs ich ihr nicht gleich komme.

Verwirrt, gebeugt ging nun Herr *Wendel*

nach Haus, und *Amalie* folgte ihm bald darauf nach. Er hatte sich einige Stunden in sein Zimmer versperrt, und nachdem er da in seiner Einsamkeit sich seinen Gedanken überlassen und seinen Geist versammelt hatte, gieng er in seiner Gattinn Gemach, wo sie sich eben allein befand.

Hören Sie mich! (fing er an:) Mein Herz ist voll, gepreſst, leidet, bedarf, daſs ich's erleichtere. Hierauf entdekte er *Amalien* alles, was wir bisher gehört haben. Ich, (sezte er hinzu), that Unrecht; aber, weil ich es gestehe; so will ich es wieder gut machen. Ich gebe Ihnen mein Herz zurük; beschämt über seine Verirrungen und voll Hochachtung und Zärtlichkeit für sie. Ich wage es nicht, noch mehr zu sagen; Sie würden mir es kaum glauben: aber ich schwöre Ihnen, so lang ich lebe — Still, mein Freund! (rief *Amalie*, indem sie sich in seine Arme warf). Warten Sie einen Augenblik; ich will Zeugen haben, die für Ihren Schwur Bürgschaft leisten. — Sie läutete, und liefs ihre Kin-

der kommen. Bei diesen, sagte *Amalie* hierauf, sie in die Arme schliessend: müssen wir beide schwören, dafs wir das Vergangene vergessen und dafs wir ihnen ein Bild von Güte, Zärtlichkeit und Treue seyn wollen. *Wendel* sprach diesen Schwur mit unaussprechlicher Rührung und sichtbarer Herzenserleichterung aus.

Man urtheile selbst, wie glüklich *Amalie* in diesem Augenblike war. Von nun an ging alles ganz anders.

Pauline wurde wieder angenommen, und *Wendels* Haus wurde ein Haus des Friedens und stiller Freuden, mehr als jemals. Nach und nach schien sogar in *Wendels* Herz Liebe zurük zu kehren, und wenn es auch Täuschung war; so dauerte sie doch bis an den lezten Hauch seines Lebens fort.

Auch der Engländer wurde glüklich. *Amaliens* Profezeihung war ein Wink, den die junge Wittwe zu benuzen wufste. Sie machte Herrn *Bolton* sehr verliebt, sehr eifersüchtig, sehr in ihre Reize vernarrt, und als sie

ihm seine Melancholie durch ihre unerschöpfliche gute Laune mit Gewalt weggezaubert hatte, heirathete sie ihn, und reiste mit ihm höchst vergnügt nach London.

Die Hütte des Weisen.

Von der geräuschvollen Welt abgeschieden lebte ein Weiser in einer angenehmen Waldgegend an dem Gestade eines Flusses, dessen Fluten sich in einem Wiesenthale langsam der See zuwälzten.

Der friedlichen Hütte des Weisen gegenüber lagen in einiger Entfernung eine Reihe kleiner Berge und fruchtbarer Hügel, von den sanftesten Stralen der Sonne begünstiget. Die schönsten Waiden, Akerfelder, Fruchtbäume, Zedern und aromatische Kräuter bedekten sie. Vögel, eben so reizend durch ihr Gefieder

für das Aug, als angenehm durch ihr schmakhaftes Fleisch für den Gaumen, bevölkerten die Luft und ergözten mit ihren harmonischen Gesängen das Ohr. Rehe und Damhirsche bewohnten den Wald und den Flufs füllten Forellen, Schellfische, Lachse und Hechte.

Dreyhundert Familien waren auf diesen Bergen und Hügeln vertheilt, und lebten in patriarchalischer Einfalt von der Arbeit ihrer Hände, lebten glüklich im Schoosse ihrer eigenen Tugenden und dankten dem Himmel täglich beim Aufgang und Niedergang der Sonne für den Genufs des Friedens und des Uiberflusses. Niemand störte sie; denn der Fürst des Landes, dessen Vorältern diese einsame Kolonie für alte wakere Diener gestiftet hatte, begnügte sich mit dem kleinen Geschenke an Naturerzeugnissen, die ihm die Aeltesten am Stiftungstage zum Zeichen der Erkänntlichkeit ihrer Herzen darzubringen pflegten.

Allein so wie hienieden Alles vergänglich ist; so dauerte auch das Glük dieser Berg-

bewohner nur so lang, als dieser gute Fürst lebte. Sein Neffe und Nachfolger überliefs sich bei der besten Anlage gar bald der Trägheit, der Wollust und der Verschwendung. Die Stunden, welche er nicht schlief, brachte er mit seinen Weibern, Narren und Schwelgern zu. Seine nützlichste Beschäftigung war, die interessantesten Szenen seines Lebens mit der Scheere künstlich im Papier auszuschneiden, und zur Beförderung der Verdauung Fliegen zu tödten. Wer sieht nicht, dafs seine Minister in Kurzem den Herrn des Landes spielten, vom Schweise des Unterthans prafsten und auf Kosten des öffentlichen Schatzes schlemmten. Bald kam auch die Reihe an die stillen Bergbewohner. Der erste Minister, der schon längst nach dem Besitze ihrer glüklichen Gefilde lüstern war, benüzte den Augenblik, wo der Landesfürst, dem jene Gegend eigentlich gehörte, in seiner guten Laune war. Er brachte ihm ein Pergament mit dem grossen Statssiegel behangen, zur Unterschrift und der Wollüstling, dem eben

die liebste seiner Weiber winkte, schrieb, ohne zu forschen: Was es sey? seinen Namen darunter. Es war der Schenkungsbrief, wodurch die schöne Gegend in die Hände dieses vornehmen Räubers kam. Die dreyhundert Familien waren bald zu Grunde gerichtet, verjagt und in der Irre herum zu streichen gezwungen. Von der Beute wurden die Schmeichler, die Beischläferinnen und die Hunde des Ministers gefüttert. Die einzige Hütte des armen Weisen blieb verschont. Ihre Abgelegenheit am Walde schützte sie vor dem reissenden Strome, der Alles verschlang. So blieben die Sachen einige Zeit, ohne dals das Geschrey der Armen zu dem Ohre des dafür nur zu sorgfältig verwahrten Fürsten hätte dringen können.

Eines Tages fiel es diesem ein, sich, wider seine Gewohnheit, auf der Jagd zu zerstreuen. Vermutlich war er der alten Freuden schon überdrüssig. Zufällig verirrte er sich aber und kam eben in die Gegend, wo der Weise wohnte. Er näherte sich seiner

Hütte und fragte ihn: wo er sich befände. Der Weise, der ihn nicht kannte, ob er ihn gleich auf der Stelle für einen vornehmen Hofherrn hielt, gab ihm Auskunft und bat ihn: ein wenig bei ihm auszuruhen.

Der Fürst, der sich bisher um die Reize der Natur wenig bekümmert hatte, dem aber unwillkürlich diese angenehme Gegend gefiel, nahm die Einladung an, stieg vom Pferde und gieng in die Hütte, die eine freye reizende Aussicht hatte. Man sprach von verschiedenen Dingen, von der gegenwärtigen Zeit, von der vorigen und von der jetzigen Regierung. Indessen bewirthete der Weise den Fürsten mit einem ländlichen Fruchtmahle, mit Forellen und einer Schale frischen Quellwassers; sprach über Alles mit einer bewundernswürdigen Einsicht und Bescheidenheit, und endigte mit diesen Worten: „Auch hier in dieser Gegend und jenseits des Flusses auf jenen buschigten Bergen und grünenden Hügeln wufste man einst: Was Freude sey. Aber seit dem ein grausamer

Minister die ruhigen Bewohner, denen die Vorfahren des jetzigen Fürsten diese Gegend schenkten, aus ihrem Eigenthume verscheuchte; ach! da wohnt öde Stille und Trauer nur hier. Die gröfste Nothdurft zehrt an dem herumirrenden Armen; seine Seele ist niedergeschlagen, und das äusserste Elend, mit dem er jeden Tag kämpfen mufs, führet ihn langsam marternd ins Grab. Alles leidet, weil der Landesfürst, dem diese einst so glükliche und reitzende Gegend gehörte, von diesem Elende nichts weis, vielleicht nichts wissen kann, und vielleicht auch" — —

„Mir (fiel des Weisen Gast ein) gehört die„ser schöne Strich Landes? — Wie konnte mein Minister ihn so veröden?" —

Der Weise that hier seine Pflicht auf eine edle Art. Er erzählte, was er wufste und erwekte in dem gerührten Fürsten eine dunkle Ahnung von Betrügerei seines ersten Ministers. Er wufste sich ganz gut zu erinnern, dafs er während seiner Regierung ihm nie eine Streke Landes geschenkt habe, und

war begierig, hierüber nähern Aufschluſs zu bekommen. Er gab dem Weisen seinen Siegelring, und befahl ihm, damit am folgenden Tage in die Residenz zu kommen, und von den Vertriebenen so viele zu sammeln, als möglich seyn würde. Hierauf schwang er sich auf sein Pferd und der Weise begleitete ihn bis auf die Heerstrasse, die zur Hauptstadt führte.

Der Fürst, der seinen Taumel auf ein Mahl ausgeschlafen zu haben schien, lieſs sich nichts merken, wo er gewesen sey, und was er gesehen habe; blieb aber tiefsinnig und sprach Niemanden.

Am Tage darauf erschien der Weise mit einigen Vertriebenen im Pallast, und ward mit ihnen, nach Vorzeigung des Siegelrings, ohne Anstand, bis zu dem Fürsten gelassen. Dieser hörte die Klagen der Armen und lieſs nun den Minister rufen, seine Gäste aber in ein Nebenzimmer treten.

Der Minister erschien und erstaunte, als er den sonst schwachen Fürsten ernsthaft re-

den und Fragen stellen hörte, die er nicht vermuthet hatte. Doch er wufste sich schnell zu fassen, und gab auf die Frage: Wer ihn zum Herrn jener Gegend gemacht habe? ganz unbefangen zur Antwort: dafs er diefsfalls eine landesfürstliche Urkunde aufzuweisen hätte. Der Fürst verlangte sie zu sehen und der Minister brauchte nur wenige Zeit, um sie zu holen. Erstaunt bei ihrem Anblicke verlangte nun der Fürst auch zu wissen, bei welcher Gelegenheit er diese Urkunde unterschrieben hätte. Allein wie ergrimmte er, als er die schändliche Betrügerei des Ministers aus seiner Antwort abgenommen hatte. Er rief den Weisen und seine Freunde, zeigte ihnen den Betrug und zerrifs die Urkunde. Eben so rasch verdammte er den Minister zum Tode; jedoch wurde dieses Urtheil nicht vollzogen, indem der Weise ihm zu Gemüthe führte, dafs diese Strafe zu hart sey, weil der Diener durch des Herrn Unthätigkeit und Sorglosigkeit gleichsam zu diesem Schritte verleitet worden wäre.

Der Fürst änderte also das Urtheil dahin ab: dafs der Minister seine Ehrenstelle und seine Güter verlieren und in jener Gegend sein Leben beschliessen sollte, deren friedliche Bewohner er so hartherzig mifshandelt hatte.

Die Vertriebenen wurden wieder in den Besitz ihrer Fluren gesezt, und der Weise, der die ihm von dem Fürsten angetragene Ministerstelle ausschlug, kehrte zurük in seine stille Hütte, deren Einsamkeit nichts unterbrach, als die öftern Besuche des Fürsten, der nunmehr gerade das Gegentheil von jenem wurde, was er vor seiner Ankunft in die Hütte des Weisen gewesen war.

Der ehemalige Minister fieng nach und nach an, an seiner neuen Lebensart Geschmak zu finden, baute fleissig die Erde, suchte und fand Freundschaft unter seinen Nachbarn, und gestand am Ende seiner Laufbahn dem Weisen: dafs er in seiner lezten Lage weit glüklicher und zufriedener gewesen sey, als je in seinem Ministerleben.

Nach dem Tode des Weisen wurde seine lütte von den Aeltesten der Bergbewohner u ihrem Versammlungsorte gewählt. Tugend, Sitteneinfalt und Rechtschaffenheit blieben das Erbtheil ihrer Nachkommen.

Der Strassenräuber.

Ein Räuber schlief sorglos an der alten Wand eines verfallenen Tempels. Im Traume stand der Gott, welchem der Tempel geweihet war, vor ihm, und sprach weissagend zu ihm. „Und du schläfst hier? Erwache, Elender! und flieh von dieser Mauer." Er erwachte, floh, und sah noch die Mauer herabstürzen mit Krachen. O wie dankte der Gerettete dem Gott! Gleich früh Morgens brachte er sein Opfer ihm dar, und wähnte, den Göttern wäre sein Leben lieb. Aber im nächsten

Schlafe stand der Gott abermahl vor ihm, und sagte zürnend: „Wie? glaubst du, Elender! dafs ich der Strassenräuber pflege? Wisse, dafs ich von *diesem* Tode, der schnell und schmerzenlos auch den Unschuldigen oft trift, blos darum dich rettete, um dich für den rechten Tod, *das Rad*, aufzusparen.

Der lüsterne Ehemann.

Man mufs dem schönen Geschlechte die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs es im Genusse der Liebe bei weitem nicht so lüstern, und der Abwechslungssucht so ausschweifend ergeben ist, als es die Männer sind. Die Frauenspersonen entsagen aber auch nicht so leicht dem edlen zarten Gefühle der Schamhaftigkeit, als diese, obgleich übrigens nicht zu läugnen ist, dafs sie, wenn

ein Mahl dieser Schranken zerbrochen ist, den schändlichsten Ausschweifungen zügellos nachhängen. — Mancher Ehemann, der entweder zu stumpf für die sanften Reize der Liebe, oder zu unbekannt mit dem feinern Tone des Umgangs ist, dürfte sich freilich über Ungerechtigkeit nicht beschweren, wenn seine Gattinn, zur Versüssung ihrer übel zugebrachten und herben Lebensstunden, sich einem, ihrer Reize würdigern Gegenstande aus Verzweiflung und Schwachheit in die Arme würfe. Und doch ist selbst dieser Fall bei Schönen, die eine anständige Erziehung erhielten, und ihre Würde auch nur in Etwas fühlen, nur ein höchst seltener Fall.

Weit öfter nimmt man wahr, dafs Männer aus unersättlichem Triebe zu thierischen Wollust und Weichlichkeit, wie Schmetterlinge von einer lieblich düftenden Rose zu einer geruchlosen Tulpe flattern, das verderblichste Gift einsaugen, und dieses ihren schuldlosen und zärtlichen Gattinnen mittheilen. Eine solche Gewissenslosigkeit bringt entwe-

der diese liebevollen und reizbaren Geschöpfe früh zur Grube, oder sie beraubt sie auf eine gewaltsame Art des wohlthätigen Vermögens, die Welt mit einer gesunden Nachkommenschaft zu beschenken. —

Aber Treue und Schamhaftigkeit sind nicht die einzigen Verdienste gesitteter Schönen, welche uns Ehrfurcht abnöthigen. Auch die Sanftmuth, Feinheit und Grofsmuth in ihren Handlungen verdienen die Bewunderung aller Edlen; und das zwanglose Naive hat eine hinreissende Zauberkraft für den Mann von Gefühl. — Dieses vorausgesetzt dürfte folgende Geschichte hier nicht am unrechten Orte stehen.

Die Kammerjungfer einer ehemaligen französischen Gräfinn beschwerte sich einst bei ihrer Gebieterinn über die unausgesetzten Nachstellungen ihres Gemahls, und bat um Schutz für ihre Unschuld.

Die Gräfinn gab den Regungen des Zorns und der Rachsucht keinen Raum; sie trug vielmehr der Kammerjungfer in einem edlen

und sanften Tone auf: sich gegen den Grafen etwas freundlicher und nachgiebiger zu zeigen, und ihm eine heimliche Zusammenkunft in einem gewissen Zimmer vorzuschlagen, wo auch sie sich einfinden und verbergen würde. — Diefs geschah! — Der Herr Graf erschien, und in dem Augenblick, wo er glaubte, sich seinen Lüsten ungestört überlassen zu können, schlich sie! die schlaue Gräfinn hinter dem Vorhange ganz leise hervor, erwischte ihr genäschiges Männchen beim Rockzipfel, und flüsterte ihm diese wenige Worte zu: „*Mein lieber Schatz, ich bin zu nahe bei dir, als dafs du dich an eine andere machen könntest.*"

Diese Gelassenheit und Kraft in dem Betragen der beleidigten Gattinn heilte ihren Gemahl in der Folge von so manchen Thorheiten, und verschaffte ihr in seinen Augen eine unauslöschliche Achtung, welche die wechselseitige Harmonie mit unauflöslichen Banden ungetäuschter Zärtlichkeit immer fester knüpfte. Ein neuer Beweis, dafs kluge Frauen auch

die verdorbensten Neigungen ihrer Gatten durch Nachsicht und kluges Benehmen bessern, und sie vom schlüpfrigen Pfade der Ausschweifungen wieder auf den Weg sanfter Tugenden zurükleiten können.

Epistel

an die acht Schwestern *M. n. r.*

Meine Schönen!

Alt, wie hundertjährige Eichen, ist der verjährte Vorwurf, den die, Machtsprüche zu thun, so gewohnten Männer dem schönern Theile der menschlichen Schöpfung machen: *daſs die innigste Freundschaft zweer vertrauten Frauenspersonen sich nie so weit erstrecke, daſs eine der andern den Anbeter, der ihr auch gefällt, nicht mit Vergnügen wegzukapern suchen sollte.*

Ich mag mich hier in eine weitläufige Zergliederung einer die holdesten Gottesgeschöpfe so herabsetzenden Behauptung nicht einlassen, — mag nicht das äufserst Seichte darinn durch hundert verwikelte Ketzenschlüsse aufdehen — mag nicht die wechselseitige Verräthereien zwoer Freundinnen in einem so kützlichen Punkte mit ihrem zärtlicheren Körperbau und empfindsameren Nervensistem rechtfertigen. Diefs alles — mag ich nicht. Am Ende lief's doch nirgends anders hinaus, als, dafs eben diese ungerechte, vorurtheilsvolle Männer selbst gegen einander treulos — Verräther sind — dafs sie, ihrem Wahne nach, *die vornehmeren Geschöpfe*, durch ihr schädliches, aber reizendes Beispiel in ihren, zur Geselligkeit gemachten Mitgeschöpfen die unwiderstehlichste Nachahmungssucht erregen, so wie ihr unerklärbarer Eigendünkel wohl Sonn' oder Erde gehen, oder stehen machet.

Meine eigentliche Absicht ist hier nur diese: eine ganz wahre Skizze von männlicher Freundschaftsuntreue treffend zu zeichnen,

und sowohl Ihnen, meine liebe *Nannette*, — *Josefe*, — *Katharine*, — *Therese*, — *Antonie*, — *Lisette*, — *Marie* — und *Rosette*, — als allen gefühlvollen Mädchen und Weibern zum Seelentroste und zu einiger Rechtfertigung ihrer tausend freundschaftlichen Untreuen gegen einander ein Geschichtchen zu erzählen, für das Sie mir sicherlich eine ganz artige Pension bewilligen würden, wenn es auf Ihren guten Willen ankäme, oder wenn Sie eine Kaiserinn, oder Königinn wären, wie man sie im Kabinet der Feen antrift. Hören Sie dann!

In *Arkadien* (Merken Sie wohl, dieses Land liegt in unsern Zeiten in einem Winkel des deutschen Reichs) lebte *Amarillis*, eine Schäferinn voll Liebreiz, ganz Natur; hinreissend, ohne schön zu seyn; aber auch eitel genug, jeden Schäfer in ihren Ketten schmachten sehen zu wollen.

So leicht sie den wizigen *Thirsis* vergafs, eben so leicht verliefs sie den guten *Amint*, um *Filinten*, den ältesten Sohn *Palämons*, des angesehensten Hirten der Flur in ihre Arme zu schliessen. *Amint* jung und bie-

der, gewählt von ihr, liebte sie ohne Falsch, liebte sie herzinniglich. Sein Schuzgeist schlief, als er sich *Filinten* zum Freunde wählte, und ihm seine Liebe zur *eitlen Amarillis* gestand. Kurz darauf führte ihn ein böser Zufall in eine entfernte Flur, und er überliefs seinem Freunde die Mühe, seiner Schäferinn die Langeweile zu kürzen. *Amint* gieng, und *Filint* wartete seines Amtes so gut, dafs *Amarillis* Behaglichkeit an ihm fand, und ihn leichtsinnig mit *Aminten* vertauschte.

Unüberlegt — treulos raubte *Filint* seinem Freunde das, was ihm das Liebste war, sah ruhig drein, wie der arme *Amint*, als er zurükkehrte, sich blafs grämte, zwölf Monden lang harten Kampf innerlich kämpfte, immer noch den verrätherischen Freund für schuldlos hielt, bis er sich endlich von der Geliebten getäuscht, vom Freunde betrogen fand. Mannhaft entsagte er ihr nun, verbarg sich in seine einsame Hütte, und härmte sich ab; nicht, weil er sie verlor; nein, weil er, wegen ihr, einen innigen Freund, und sie — durch ihn verlor....

Wie finden Sie dieſes Geschichtchen, meine Schönen! Sehen Sie nun, daſs die so hoch gepriesene Männerfreundschaft auf eben so schlechten Füssen, wie die Ihrige stehet, sobald sich Schelm *Amor* in's Spiel mischet? — Freuen Sie sich also mit mir, daſs dieſs Beispiel kein Mährchen ist, daſs sie dadurch an der Ungerechtigkeit der männlichen Aussprüche vollkommen gerächet sind. Schamroth werden nun Alle werden und zu Schanden stehen, die mit schallender Pausbakerei unerschütterliche Freundschaftstreue zwischen Männern ausposaunen, wann Sie ihnen des guten *Amints* trauriges Geschik, bereitet von seinem Busenfreunde, erzählen werden. Und ich selbst, ein Mann, aber auch ein Freund der nakten Wahrheit und edlen Freimüthigkeit frohloke, nicht, weil ich einen garstigen Flek in die Männerehre mache, frohloke, weil ich einen lebenden Beweis zu Schwächung eines dem weiblichen Zartgefühle so nachtheiligen Vorurtheiles niederschreiben konnte. Und so empfehle ich mich Ihrem freundschaftlichem Andenken.

Der Filosof.

In *Arabien* ist ein Spiel im Gebrauch, welches in einer Wette besteht: Nichts von dem Andern anzunehmen, ohne das Wort, *Diadesté*, auszusprechen. Zuweil dauert das Spiel verschiedene Wochen durch. Beide strengen ihren Scharfsinn an, um sich einander zu überraschen. Wer am ersten die Bedingung vergifst, und etwas nimmt, ohne das Wort auszusprechen, hat den Preifs der Wette verloren.

Ein Filosof in diesem Lande hatte, weil er nicht unempfindlich war, lang der weiblichen Herrschaft gehuldigt, und nahm sich auf Einmahl vor, klüger zu werden. Er schrieb daher ein Buch von den Ränken und Künsten der Weiber zusammen, und führte es überall mit, um sich bei jeder Gelegenheit daraus Raths zu erholen.

Eines Tages kam er zu einem arabischen Lager. Da safs, am Eingange ihres Zeltes, eine junge, muntere Frau, die ihn freundlich grüfste, und ihn gastfrei einlud, bei ihr auszuruhen. Er hatte sich kaum niedergelassen, ihren Wuchs, ihren Blick, das einsame Zelt, den Teppich und die Kissen betrachtet; so ward ihm für das Sistem seiner Weisheit bang. Er nahm also seine Zuflucht zu dem Buche, schlug die Augen nicht weiter auf, und las andächtig vor sich weg. „Das ist ja wohl ein treffliches Buch," sagte die Araberinn, „das dich so hinrückt?" — „Allerdings," gab der Filosof zur Antwort; „es enthält Geheimnisse" — „die du mir nicht offenbaren willst," fiel ihm die Frau in einem von den Tönen in die Rede, mit welchen alle Saiten eines Männerherzens im Einklang beben. — „Nun — es enthält," erwiederte er, „ein vollständiges Verzeichnifs aller Künste schlauer Weiber, das dich nicht belustigen wird, denn du wirst daraus nichts Neues lernen." Die Araberinn fand das äus-

zerst spafshaft; „und bist du sicher," fragte sie. „dafs alle Kunststücke darinn sind?" Unter'm Scherzen ward die Unterhaltung freier; der Filosof vergafs sein Buch; er wurde zärtlich, kühn und dringend — die Dame leiser, einsilbiger; und es hätte arg genug werden können — als sie ihren Mann auf dem Felde erblickte. „Ha!" schrie sie, „wir sind verloren! Rette mich! Mein Mann ermordet uns beide. Um des Profeten willen, kriech schnell in diesen Kasten!" — Der Filosof besann sich nicht lang, kroch hinein und sie schlofs den Kasten sorgfältig zu.

Hierauf gieng sie ihrem Mann entgegen. — „Du kommst," sprach sie, „eben zu rechter Zeit. Es hat mich ein Fremder besucht, ein weiser Mann, wie es anfangs schien, der ein ganzes Buch geschrieben hat, das von Weiberränken handelt. Aber endlich ward er äusserst verwegen, und redete von Liebe." — Man begreift die Wut des Arabers. Aber wer beschreibt die Angst des Filosofen, der aufgelöst im Todesschweifs, je-

des Wort, wie einen Dolchstich, fühlte? „Wo ist der Elende?" rief der Mann, „dafs er von meinen Händen sterbe!" — „Hier in diesem Kasten," sagte die Frau, und reichte ihm den Schlüssel hin. — Aber, indem er hinstürmte, schlug sie ein unmässiges Gelächter auf. „Ertappt! ertappt!" schrie sie, unter beständigem Lachen. „Gleich die Wette bezahlt! Hast du nicht den Schlüssel genommen, ohne *Diadesté* zu sagen?" Nun stand der gute Mann, wie versteinert, da, und liefs die Arme senkrecht fallen. „Ja du hast gewonnen," sprach er; „aber — böses Weib, die Aergernifs hättest du mir ersparen können." Er gab hierauf geduldig den Schlüssel und die Wette hin. Als er wieder aus dem Zelte war, zog die Frau ihren halbtodten Filosofen hervor. „Tiefgelehrter, weiser Herr!" sprach sie lächelnd, „zieh ruhig deine Strasse; aber vergifs nicht, auch *das* Stückchen in dein Buch einzutragen."

Die Dankbarkeit.

Vor verschiedenen Jahren kam an den Vorsteher der Findelhäuser zu *Florenz* ein Schreiben aus *Kadix* an, mit der Anfrage: Ob in eines derselben, damals vor sechszehn Jahren, nicht ein Findling, männlichen Geschlechts, aufgenommen worden wäre. Windeln und Zeichen, so wie Tag und Stunde seiner Ablieferung in das Findelhaus wurden genau angegeben.

Es fand sich in den pünktlich geführten Vormerkbüchern des benannten Findelhauses bald, daſs der bezeichnete Knabe wirklich zu jener Zeit gefunden, aufgenommen, in dem Findelhaus erzogen und nachher zu einem Bauern auf das Land gethan worden war, und nunmehr als ein gesunder, rüstiger Jüngling bei demselben um so glücklicher lebte,

als sein Pflegevater, ausser einer einzigen Tochter, keine Kinder hatte, und ihn bei fernerem Wohlverhalten vielleicht zum Miterben einsetzen würde.

Als diese Antwort nach *Kadix* zurükkam, folgte bald darauf ein anderes Schreiben mit einem starken Wechsel von einigen tausend Liren, auf ein florentinisches Handelshaus gestellt, des Inhalts: „Dafs dieser Findling „der uneheliche Sohn eines reichen und vor„nehmen Spaniers sey, in Florenz erzeugt „und damals aus Noth in dieses Findelhaus „abgeliefert worden wäre. Jezt sey sein Va„ter, als ein sehr reicher Mann, in Indien „verstorben, und habe seinen unehlichen „Sohn, als sein einziges Kind, zum Haupt„erben seines grossen Vermögens eingesetzt, „jedoch mit der Bedingung: dafs er die Erb„schaft in *Kadix* anzutreten und das Geld „in Spanien zu verzehren hätte, weil es nicht „aus dem Lande gegeben werden solle. Man bat in dem Schreiben ferner: „dem „Jünglinge dieses anzukünden, den Wechsel

„auszuzahlen, ihm einen treuen Führer,
„gehörige Bedienung und Reisegeräthe an-
„zuschaffen, und ihn sodann eiligst nach
„*Kadix* zum Antritt seiner Erbschaft, (die
„eine jährliche Einnahme von mehreren tau-
„send Liren betrug,) abreisen zu lassen. Zum
„Vollzieher des Testaments sey der königliche
„Rath von Indien in *Madrit* ernannt, und
„würde, wenn der Jüngling die Erbschaft
„unter den vorgeschriebenen Bedingungen
„nicht antreten wollte, sie den Seiten-
„verwandten des verstorbenen Vaters aus-
„liefern."

So unerwartet diese Nachricht in *Florenz* auch immer war, so sorgfältig und pünktlich liefs der gerechte und menschenfreundliche Grofsherzog, der nachherige Kaiser *Leopold der Zweyte*, jeden Punkt dieses Schreibens vollziehen. Er schikte auf der Stelle einen seiner Räthe, nebst dem Vorsteher des Findelhauses, dem ehmaligen Wohlthäter dieses Jünglings auf das Dorf, wo dieser Findling lebte, um ihm diese wunderbare Verän-

derung seiner Glücksumstände anzukündigen, und ihn gleich mit sich nach *Florenz* zu bringen.

Diese Herrn erschienen auf dem Dorfe in dem Haus des Bauern, der den Jüngling izt nährte; brachten ihren Auftrag zum gröfsten Erstaunen dieser ländlichen Familie an, und baten den Jüngling nun, mit ihnen nach *Florenz* zu reisen. Alles schwieg, eben so sehr bestürzt, als bekümmert, als der Jüngling plötzlich ausrief: — „ Nein, ich gehe „ nicht mit nach *Florenz*, noch weniger nach „ Spanien. Ich verlasse meinen jetzigen alten „ Vater nicht, er hat mich Jahre lang, als „ sein Kind behandelt; und jetzt, da er alt „ ist, verlasse ich ihn nicht. "

Ja, dann würde er aber die ganze Erbschaft verlieren, hiefs es darauf, weil das Geld nicht aus Spanien gehen solle.

„ Was frage ich nach der Erbschaft, (ver- „ setzte der genügsame junge Mensch) mir „ geht hier nichts ab. Ich bin gesund und zu- „ frieden; mein Pflegevater und seine Toch-

„ ter sind mir gut, meine Arbeit wird mir
„ leicht, ich kriege es nirgends so gut
„ wieder."

Die Abgeordneten setzten dieser naiven Erklärung des guten Jünglings entgegen, dafs er sich doch nicht gegen die Annahme eines solchen unerwarteten Glücks sträuben möchte, welche Tausende mit der gröfsten Begierde ergreifen würden; dafs selbst der Grofsherzog dieses nicht gern sehen würde, der ihm diese Erbschaft lieber gönne, als andern unbekannten Leuten.

„ Mögen Tausende dieses Vermögen an-
„ nehmen, (erwiederte der Jüngling) ich tren-
„ ne mich ein Mahl von meinen alten Pflege-
„ vater nicht, und der Grofsherzog wird mich
„ nicht zwingen, wider meinen Willen
„ ein reicher Mann zu werden. Ich brauche
„ nicht reich zu seyn, ich bin glücklich genug,
„ wenn ich nur hier bleiben kann. Der
„ Grofsherzog ist zu gerecht, um mich zu einer
„ Undankbarkeit gegen meinen jetzigen Wohl-
„ thäter und gegen ihn selbst zu verleiten."

Die Thränen, womit der Jüngling diese Worte begleitete, und die stille Freude der Tochter und ihres Vaters bei dieser Erklärung zeigten den Deputirten bald, dafs hier nichts auszurichten seyn würde. Sie reisten also unverrichteter Sache, und ohne den Jüngling mitzubringen, nach *Florenz* zurück.

Nun liefs man die ganze Familie mit diesem jungen Menschen nach *Florenz* kommen, und stellte dem Alten und seinem Pflegesohne vor: welch ein Glück er durch diesen unerwarteten Entschlufs von sich stosse. Man könne und wolle ihn zur Annahme desselben freylich nicht zwingen; allein es würde ihn künftig gewifs noch reuen. Selbst der Grofsherzog wünsche, dafs er diese Erbschaft annehmen möchte, weil er bei dieser Gelegenheit, eben durch seine dankbare Anhänglichkeit an seinen Pflegevater, so gute Gesinnungen geäussert habe, dafs man mit Zuversicht erwarten könne: er werde von seinem künftigen Vermögen einen edlen und menschenfreundlichen Gebrauch machen.

Thränen und ein trauriger Blick auf den Alten und auf seine Tochter waren die einzige Antwort des Jünglings, der bei seinem ersten Entschlufs fest beharrte, und nur noch hinzusetzte: „er wolle seinen Pflegevater und „ dessen Familie nicht verlassen, und wisse „ auch nicht, was er in einer unbekannten „ Welt mit dem vielen Gelde anfangen sollte." Dagegen stellte man ihm vor: dafs er mit einem geschikten und guten Führer versehen, treu und freundschaftlich geleitet, sich bald in diese neue Lebensart finden würde, dafs bei seinem natürlich guten Verstande und in einem Alter von sechzehn Jahren diese Bedenklichkeit wegfalle, dafs er endlich als ein reicher und glücklicher Mann, vielen Menschen, selbst seinem Pflegevater und dessen Tochter viel Gutes würde erweisen können.

Vergebens: der Jüngling wollte den Alten nicht verlassen. Man wandte sich nun an den alten Bauer selbst, und bewog ihn, seinem Pflegesohne zuzureden, dafs er doch die Erbschaft antreten möchte. Der Alte that es

mit sichtbarem Kummer. Er bat den Jüngling, keine Rücksicht auf ihn dabei zu nehmen; er wäre zwar alt, habe aber seine Tochter noch, und ein gutes Auskommen. Geh mein Sohn, rief der Alte aus, geh deinem Glücke entgegen, und denke immer, dafs dein Pflegvater sich noch am Abende seines Lebens freuen wird, wenn er hört, dafs du ein reicher und glücklicher Mann geworden bist. Meine Tochter wird zwar mit mir deinen Verlust beweinen; aber das Andenken deiner Treue, Liebe und Dankbarkeit soll uns dafür trösten. Die Thränen, mit welchen Vater und Tochter diese Bitte begleiteten, bewogen den Jüngling, sich nun noch ein Mahl mit dem gröfsten Feuer zu erklären: dafs er sich nun und nimmermehr von dieser Familie trennen wolle, es gehe auch, wie es wolle.

Der grofse und edelmüthige Grofsherzog, viel zu gerecht und menschenfreundlich, um diese gute und glückliche Familie wider ihren Willen zu trennen, that endlich den Vorschlag: „Wie, wenn der Alte mitgienge nach

„ Spanien? Ja! fiel der Jüngling ein, so gehe ich wohl.

In diesem Augenblicke erheiterten sich die Blicke des schönen Mädchens eben so sehr, als der Alte bestürzt wurde.

Man redete ihm nun zu: das Glück seines Pflegesohns zu befördern, und mit ihm zu reisen. Der Alte schützte seine gegenwärtige, ruhige Lage, seine Liebe zu seinem Landesvater und zu seiner väterlichen Hütte, seine Unbekanntschaft mit der vornehmen Welt, und sein hohes Alter vor.

So begleitet ihn wenigstens nach Spanien, erwiederte man, und kommt dann mit eurer Tochter wieder zurück; wenn ihr schon in euer väterlichen Hütte so gern sterben wollet. — „ Nein, versetzte der Jüngling, wenn mein „ Vater nicht da bleibt, und mir seine Toch- „ ter einst zum Weib gibt; so nehme ich die „ Erbschaft nicht an. " Diese Erklärung war dem Alten eben so unerwartet, als sie das Mädchen überraschte. Sie hatte zwar ihren Pflegebruder immer herzlich lieb; auch em-

pfand sie bei dieser bevorstehenden Trennung mehr für ihn, als blosse Freundschaft; allein es war doch bisher noch nie zu einer Erklärung zwischen beiden Theilen gekommen. Um so weniger durfte sie hoffen, dafs er bei seiner Glüksveränderung auf sie denken würde. Indessen ergrief der edle Jüngling nach dieser Erklärung die Hand des lieben Mädchens so feurig, und hielt sie so fest, dafs sie nicht im Stande war, sie zurükzuziehen. Ihre holde Blike begegneten in den Augenblike den seinigen, und sie sagten sich gegenseitig: Was sie für einander fühlten.

Ist das dein Ernst? fragte man den braven Jüngling! — Ja, wahrlich! erwiederte er: ich lasse von dem Mädchen nicht ab. Nun foderte man auch ihre Erklärung, die dann mit wenigen Worten dahinaus fiel, dafs sie ihn zwar liebe; jetzt aber bei dieser grossen Veränderung seines Glüks, und bei seiner Abreise nach *Kadix* auf ihn Verzicht thun müsse, weil sie ihren alten Vater nie verlassen würde. Dieser möge entscheiden: fügte sie mit einem Strome von Thränen hinzu.

Jetzt kam es auf den Alten an, den in diesem Augenblick die Herzen zweyer liebenswürdigen und dankbaren Kinder aufs höchste an sich zogen. Man drang in ihn, einzuwilligen, und mit seinen Kindern nach Spanien zu reisen, weil er sie dadurch beide glüklich machen könne. „Meine Kinder, „rief der Alte aus, was macht ihr mit mir, „in meinen alten Tagen? Ich will euer „Glük nicht hindern, aber ich wollte doch „gern in meiner ländlichen Hütte sterben. „Reiset beide zusammen nach Spanien; neh„met meinen Segen mit; ich bleibe hier, „und will für euch beten!" —

„Nein," riefen seine beide Kinder vereint, „dann bleiben wir auch hier; unser kleines „Gütchen nährt uns reichlich; wir haben ei„nen gnädigen Fürsten, und einen lieben al„ten Vater, dessen Freuden und Segen uns „mehr werth ist, als alle Schätze der Welt. „Wir verlassen Euch nicht." Der Alte, tief gerührt über diese Liebe seiner Kinder, sammelte sich einige Augenblicke. Während

derselben stellte man ihn noch ein Mahl vor, sich für die Zukunft keine Vorwürfe zu bereiten. Endlich rief er in höchster Bewegung aus:

„Nun dann, meine Kinder, ich gehe, „wenn es so seyn mufs, mit euch nach „Spanien. Ich kann den Gedanken nicht er„tragen, dafs es meinem Pflegesohne doch ein „Mahl einfallen könnte: er würde ohne mei„ne Widersetzlichkeit ein reicher Mann ge„worden seyn. — Ich opfere euch meine „Ruhe und Zufriedenheit auf, indem ich „mein väterliches Erbtheil, und meine länd„liche Hütte, meinen gnädigen Landesherrn „und mein bisheriges ruhiges Leben, mit ei„ner fremden, mir unbekannten Welt ver„tausche. Ich thue es aber doch, aus Lie„be zu euch gern; in der Hoffnung, euch „glücklich zu sehen und einst in euren Ar„men zu sterben." In dem Augenblick stürzten ihm seine beide Kinder in die Arme, und benezten das Angesicht ihres liebenswürdigen Vaters mit ihren dankbaren Thränen.

Diese rührende Szene, wurde durch die innige Theilnahme der Umstehenden, die ihre Freudenthränen mit den Thränen der Liebe und des Dankes dieser glüklichen Familie vermischten, unendlich erhöhet. Jezt drängten sich Vater und Kinder, zu dem, über alles gütigen, und menschenfreundlichen Grofsherzog, und benezten seine Knie mit den Thränen der Liebe und des Dankes, mit welchen gute Kinder sich von ihrem geliebten Vater zu trennen pflegen. Sie reiseten darauf alle drey nach Spanien ab, und traten die Erbschaft an; vergassen aber, selbst bei ihren grossen Glücksgütern, nie das wohlthätige Findelhaus in *Florenz*, ihre ländliche Hütte, ihr glükliches Vaterland und dessen unübertreflichen, liebens- und verehrungswürdigen Fürsten. Glüklich durch ihre gegenseitige Liebe und durch ihre Tugenden, genossen sie das Geschenk der Vorsehung mit Dankbarkeit, und bewiesen durch den edlen und zwekmäfsigen Gebrauch desselben, dafs nicht blos hohe Geburt und vornehmer Stand

allein, sondern auch ein gesunder Menschenverstand und ein menschenfreundliches Herz einen anständigen und lobenswürdigen Gebrauch von grossen Glüksgütern zu machen wissen.

Der Zweifel.

Nichts ist gefährlicher, als zweifeln wollen, wo alles fest und gewifs ist.

Das erfuhr neulich ein junger Mann von feinem Verstande, von untadelhaften Sitten, ein gewissenhafter, bescheidener Jüngling; nur dafs er in Sachen, die er nicht recht begriff, etwas zu sorgfältig seyn mochte. Sein Name war *Zweifel*.

Zuerst begab er sich in die Schule der *Theologen*, sah ihre Uneinigkeit, zweifelte, und ward, als Ketzer und Heide, aus ihrer Mitte verbannet.

Er ging zu den *Statsklugen*, fing ihre Statsgeheimnisse nur leise und leicht zu untersuchen an. Er zweifelte, und ward, als Rebell und Majestätsverächter, des Landes verwiesen.

Von da kam er zu den *Gelehrten*. Er hörte ihre genaue Kenntnifs, die sie von Himmel und Erde, von der menschlichen Seele und ihren Organen hatten, zweifelte, und man warf ihm seine Dummheit vor, man stach mit Federmessern auf ihn, und warf ihn aus dem gelehrten Kreise.

Endlich gieng er zum *Volk*. Kaum aber, dafs er sich merken liefs, er wünsche ihre Sitten sanfter, ihre Sinne weniger roh; so hiefs er ein Schwärmer und ward gar aus der menschlichen Gesellschaft verstossen. „Im Kerker (sprach man) mag er seiner Weisheit geniessen; allein unsere Ruhe soll er nicht stören!"

Von aller Welt verlassen, war es umsonst, dafs er sich auf Gewissen, Vernunft, Rechtschaffenheit berief und schwur: er wolle kei-

ne Ordnung, keine Ruhe stören. — Er flehete vergebens. Alle Stände der Menschen waren gegen ihn hart und ungerecht; nur eine Zuflucht blieb ihm übrig *zu dem*, der das Innere kennt.

Dieser hörte den Armen und sandte ihm seinen Boten, den *Tod*. *Der* befreiete ihn aus dem Kerker, und forderte ihn vor des Ewigen Richtstuhl. Da wird nun Klage und Vertheidigung gehört, da wird, was recht und billig ist, gesprochen werden!

Die edle That.

Mehrere Kinder spielten am Rande eines Wasserkanals, der ganz zugefroren war. Aus Unbesonnenheit warf Jemand auf dessen Mitte einen Stok. Sogleich wetteiferten drey von diesen Kindern: Wer den Stok am ersten erreichen und sich dessen bemächtigen würde. Sie schossen auf das Eis. Allein kaum hatten sie einige Schritte vorwärts gethan, als es borst, sich unter ihren Füssen öffnete, und die drey unglükliche Kinder verschwanden.

Eine Menge Menschen eilte herbei; aber lauter Menschen ohne Gefühl, ohne Kraft. Ihre Blike waren starr auf die unselige Stelle geheftet, aber keiner dachte an Rettung. So standen diese empfindungslosen Gaffer einige Minuten in einer mehr als thie-

rischen Betäubung, als sich mitten unter dem Wirwar beispielloser Härte ein Jüngling von neunzehn Jahren, der Sohn eines Krämers, mit Gewalt in den dichten Kreis dieser leblosen Statuen hinein drängte. Kaum wufste er die Gefahr, worinn sich diese Unglüklichen befanden, als er mit begeisterter Wärme und mit männlicher Standhaftigkeit seine offene Stirne den Gefahren des Lebens Preis gab. Er stürzte sich in die kalten Fluten, drängte sich unter das Eis und suchte die vor Kälte erstarrten Knaben auf. Einen schlofs er fest in seine Arme und brachte ihn glüklich auf's Trokene. Schnell eilte er nun wieder zurük, um auch die übrigen den Armen des Todes zu entreissen. Er fafste den zweyten Knaben, und indem er ihn aus diesem gewaltsamen Element zu befreien beschäftiget war, hieng sich der dritte mit seinen Nägeln fest an seinen Fufs. Diese Last wurde ihm zu schwer und schon schien dieser muthige Jüngling zu unterliegen. Er sank. Aber der Gedanke, Menschen zu retten, gofs neue

Feuer in seine ermattete Glieder. Er machte sich von dem einen Knaben los, sammelte alle noch übrige Kräfte zusammen, und kam auch dieses Mahl mit seiner Beute glüklich ans Land. Er benützte nur wenige Augenblike, um sich zu erholen, als er auch den dritten wohlbehalten wieder ins Leben zurükbrachte. Allein nach dieser vollendeten grossen That überfiel ihn selbst vor Entkräftung und Kälte eine starke Ohnmacht.

Mittlerweile hatte der Fürst des Landes diese schöne Handlung erfahren und glaubte, dafs ausserordentliche Verdienste um die Menschheit auch eine ausserordentliche Belohnung verdienten. „Wo ist dieser muthige Jüngling?" (sprach er gerührt) „Führt ihn auf der Stelle zu mir, damit er aus meinen Händen den verdienten Preis für seine edle That erhalte!" Vor Allem liefs er nun diese schätzbare Handlung in das Verzeichnifs der Bürgertugenden eintragen und zum immerwährenden Andenken, eine auf diesen merkwürdigen Vorfall passende goldene Denk-

münze prägen. Eine davon hieng, er an einer goldenen Kette befestigt, dem jungen Menschenretter öffentlich selbst um, und gab ihm überdiefs noch eine lebenslängliche Belohnung von jährlichen zweyhundert Gulden.

Der kranke Stat.

Längst hatte der *Stat* die Lungensucht; längst hatte er in seinen Gliedern eine lästige Schwere gefühlet, und keine Arznei wollte mehr helfen.

Die zusammen berufenen Aerzte waren, wie gewöhnlich, unter sich uneins; alle aber kamen darinn überein, dafs der Kranke schwer zu kuriren sey: denn sein Auge scheue die Medizin, sein Mund schliesse sich vor ihr, Hände und Füsse erstarrten und der Magen gebe sie von sich. Ein einziger möchte

ihn vielleicht noch heilen durch Kunst, oder durch Zufall, und zwar ein altes Weib, die *Armut*.

Die *Armut* ward nun herbei gerufen. Weit that sie ihren Mund auf, und sprach. Die unverschämte Schwätzerinn sprach so:

„Närrischer Kranker, warum bist du krank?
„Nur darum, weil du der Natur undankbar
„und ein Feind deiner eignen Glieder bist.
„Du wirst *so* der jetzigen Zeit zur Schande,
„der künftigen zum Spott seyn. Auf! nimm
„die Arznei, die dir die bittere *Wahrheit*,
„die genaue *Wirthschaftlichkeit*, die arbeit-
„same *Gerechtigkeit* reicht, und du wirst
„genesen."

Der beschämte Kranke nahm sie und genas. Zur Verwunderung aller Schluker, Gaukler, Schmeichler und Buben genas er wirklich.

Bei einem treuen, aber abgematteten Pferde nützen nicht blutritzende Sporne; ein guter, freundlicher Zuruf seines mitleidigen Reiters muntert es mehr auf, als alle Stösse in die Rippen.

Der Indianer.

Kamiran aus Indien brachte nach Frankreich, wo er Geld zu fordern hatte, einen Brief an einen Herrn mit, der Herzog, Ritter eines königlichen Ordens, und Herr (die Aufschrift nannte nur Namen) von sechs Provinzen, Städten, Dörfern, oder Gütern war. Er fand seinen Mann nach langer Nachfrage in einer kleinen Gasse, in dem vierten Stock eines elenden Hauses; er war Schiffslieutenant, und trug das kleine Ludwigskreuz, war Kadet einer Familie, die ehmals Güter besessen hatte, und lebte nun, davon betitelt, kümmerlich von einer kleinen Pension

Kamiran, über den Titel und den Mann noch ganz nachdenkend, hörte in einem Kal-

seehaus, dafs *Herr Necker* der gröfste Mann in Frankreich sey. Und keine Titel, als das nakte *Herr*: dachte er bei sich. Den mufs ich besuchen. Er fragte sich bald hin. Ich will Herrn *Necker* kennen lernen. „Das wolltest du, Pavian?" rief ihm der an dem Hausthor stehende Schweizer, der vermutlich ein Franzose war, entgegen: „*Herr Necker* hat sich mit ein Paar Herzogen eingeschlossen, und dann wird er gleich zum Könige fahren."

Kamiran ging und murmelte vor sich hin: „in diesem Lande sehen die Menschen ihren Titeln nicht ähnlich." Aber wie erstaunte er, als er erst andere noch weit lächerlichere Titel in Europa, ihre Bedeutung und ihren Unsinn erfuhr. Man erzählte ihm den unermefslichen Abstand zwischen *wohlgeboren* und *hochgeboren*, und dergleichen. Man sagte ihm von der Würde eines *Grafen* des heiligen Palastes, die für wenige Thaler feil ist, von den Millionen gnädigen Herrn und Frauen, deren Gnade Niemand begehrt, und die

oft für einen Dukaten, nicht selten wohl auch für eine magere Mahlzeit *sehr gnädig* danken würden. Und als man ihn am Ende gar versicherte, dafs erst unlängst in *London* ein *ehrwürdiger* Herr gehenkt worden wäre; so bekannte er: dafs er unsere Gebräuche unerklärbar und sehr seltsam finde.

Aber wie, fragte man ihn, pflegt ihr in eurem Lande euern *Nabob* zu nennen? Der *Nabob* (sagte *Kamiran*) ist ein Verwandter der Sonne. Sie geht nie in seinen Staten unter; er ist die Rose der Freude und der Morgenthau des Glücks; Könige zittern vor ihm, und er beschützet die Unterdrükten — Aber er läfst sich's gefallen, fiel man ihm lachend in die Rede, dafs ihn der Offizier einer Kaufmannsgesellschaft absezt.

Unsere Begriffe von wahrer Grösse und Würde müssen sich noch heller aufklären, ehe wir der hohen Einfalt der Alten näher kommen. Die Archonten und Eforen in Griechenland, die Konsule, Tribunen, Prätoren in Rom drückten ganz bestimmt ihre Ehrenämter aus.

Die muhammedanischen Könige sind Vettern des Profeten. Auch unsere Könige haben ihre Vettern, die nicht näher mit ihnen verwandt sind, als dieser mit jenen. Ein König von England mufste, einer mächtigen Partei zu Gefallen, eine hohe Stelle an Jemanden vergeben, den er hafste. Der Minister, um seiner Empfindlichkeit zu schonen, brachte das Patent ohne Namen nach Hof: „Wen soll ich hineinsezen? — Den Teufel — „Aber soll er Euerer Majestät hochbetrauter „und geliebter Vetter genannt werden?"

Trés haut, trés puissant, trés glorieux und so weiter, redete ein Stadtsindikus *Heinrich den vierten* an: *Ajoutés trés las*, sagte der König, und eilte weg.

Jedermann belacht und verachtet die Titel, und doch werden auch Vernünftige beleidigt, wenn man an ihrem Titel nur eine Silbe abkürzt.

Rabenern schrieb ein Landedelmann *Wohl. edler* Herr. *Geborner* Herr, schrieb er ihm gleich wieder zurück.

Ein aufrichtiger Deutscher in *Rom* schrieb an *Pius den vierten*: *Pio IV., servo servorum Dei*, und ward dafür in den Kerker geworfen.

Ein Milord begegnete einem seiner Bekannten: Wie leben sie, *werthester* Freund? — Recht wohl, *werthester* Freund! und die *werthesten Freunde* wurden unversönliche Feinde.

Im *Shakespear* wird *Cäsar* einigemahl *Milord* genannt. Der Dichter schrieb für den Hof der Königin *Elisabeth*, und so klang es nach dem Geschmak dieser Fürstinn.

Nur im äussersten Norden, wo sich noch immer alte Sitte erhält, kennt man unsere Erfindungen des herabgesunkenen Menschenverstandes noch nicht. Ein *Normann* nennt seinen Monarchen noch immer *Du*. In der neuern Zeit kam zu einem dieser Könige ein Bauer mit einem Buche in der Hand. „Hier (sprach er) hast du dein Buch wieder. Wir brauchen's nicht weiter, denn es wird nicht gehalten." — Es war das nordische Gesezbuch. Der Bauer wurde von seinem Amtmann

gedrückt, und der König half und strafte. Anderswo hätte er sagen müssen: *Euere königliche Majestät geruhen allermildest, sich allerunterthänigst vortragen zu lassen* — Aber hätte das wohl kräftiger gewirkt?

Nichts ist abgeschmackter, als ehrwürdige gebräuchliche Titel von unbedeutenden Menschen mifsbrauchen zu sehen. Der Kanzler *) in *Frankreich* und in *Beyfingen* sind Magnifizenzen in der elendesten Gleichbedeutung dieses Wortes. — In einer Stadt Deutschland nennt man die Senatoren Euere Herrlichkeit. Ein Fremdling von kurzem Gedächnifs wollte sich des Titels durch das *Unser Vater* erinnern, und nannte seinen Gönner: *Euere Ewigkeit*.

Titel ohne Macht werden lächerlich, und Macht kann der Titel und des Gepränges entbehren. Als der Statsminister *Torcy* in

*) *So heissen in einigen kleinen Reichstädten die Stadtschreiber, und hie und da auch die Gerichtschreiber.*

Gertruydenburg für *Ludwig XIV.* um Frieden bitten mufste, traf er in *Heinsius* Hause niemand, als eine alte Magd an. Er mufste lang auf den Herrn warten. *Myn heer Pensionaris* — Das war der ganze Titel des Mannes, der damahls das Schicksal von *Europa* entschied.

Der glückliche Fürst.

Ein Herzog von Würtemberg war einst bei einem regierenden Herrn, seinem Nachbar, nebst einigen andern kleinen Fürsten Deutschlands zur Tafel.

Jeder pries seine Gewalt und Macht, zählte seine Kanonen, Reiter und Fufsvölker her, und rühmte seine Feldherrn und Minister.

Der Herzog von Würtemberg liefs sie reden nach Herzenslust und sagte endlich: Liebe

Herrn und Nachbarsleute! Ich beneide wahrlich keinen um alle die Gewalt und Macht, die ihr habt. Auch ich habe zwar Kanonen, Reiter und Fufsgänger, einen tapfern Herrführer, und einen ehrlichen Minister, wofür ich Gott herzlich danke. Aber ich kann mich noch einer Sache rühmen, die mich gutes Muths und fröhlich macht. Ich kann nämlich in meinem kleinen Lande zu jeder Stunde des Tags und der Nacht ganz allein, ohne eine Leibwache um mich zu haben, sicher und ruhig herumgehen.

Nicht selten habe ich mich auf der Jagd in dem tiefsten Walde verirret, und mich ohne Bedenken unter einem Baum schlafen gelegt; denn ich fürchte unter meinem Volke weder den Dolch eines Mörders, noch das Schwerd eines Rächers.

Die Fürsten fanden diesen Umstand sehr merkwürdig, zumal in jenen unruhigen Zeiten nicht leicht ein Fürst Deutschlands so etwas von sich sagen konnte.

Allein dieser Herzog von Würtemberg war

auch der Vater seiner Unterthanen, der Schiedsrichter zwischen seinen Lehnsträgern, und wegen seiner Unerschrockenheit und persönlichen Tapferkeit von seinen Nachbarn gefürchtet und geehret.

Der Zauderer.

A. Sehe ich dich noch immer, wie ich dich sah — müssig und ohne Bestimmung — Einen Niemand? Du bist in dem Alter, da man Gott und dem State dienen soll: Auf! —

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge sind so schwer! so schwer, dafs Niemand es aussprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Mensch zu seyn; denn des Menschen erstes Gesetz ist: *Arbeiten.*

B. Aber das Arbeiten hat seine Grade, seine verschiedenen Gewichte. Indem ich die-

se nun untersuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit. —

A. Ei dann fort! was gefällt dir vor andern? Die *Gottesgelehrsamkeit*?

B. Sie hat zu viel Ernstes, zu viel Gefahr.

A. Die *Rechtswissenschaft*?

B. Ich verstehe mich nicht auf's Lügen.

A. Die *Arzneikunde*?

B. Dazu bin ich zu schamhaft.

A. Die *Weltweisheit* doch?

B. Ich fürchte mich vor der Verrükung.

A. Die *Kunstarbeit*?

B. Sie hungert.

A. Der *Akerbau*?

B. Dazu fehlen mir Kräfte.

A. Die *Jagd*?

B. Ein thierisches Leben.

A. Der *Fischfang*?

B. Macht naſs.

A. Die *Tonkunst*?

B. Ist Tand.

A. Die *Wundarzeneykunde*?

B. Stinkt.

A. Die *Aerzscheidekunst?*

B. Raucht.

A. Eine *Fabrik?*

B. Stäubt.

A. Die *Mühle?*

B. Das Klappern würde mich tödten.

A. Die *Küche?*

B. Ist voll Rufs und Rauch.

A. So werde ein *Gärber*, ein *Weber*, ein *Schuster*, ein *Schneider*. . . .

B. O! das ist dein Spas.

A. Nun, was misfällt dir denn am *Kutscher?*

B. Das Striegeln.

A. Am *Kaufmann?*

B. Seines Glüks Unbestand.

A. Am *Schiffer?*

B. Das wilde Meer.

A. Am *Soldaten?*

B. Das Blutvergiessen.

A. So gefällt dir ganz und gar kein Baum, an den du dich aufhängen könntest?

B. Das ist's eben, was ich sagte. Alles

ist voll Eckel, Verdruſs und Mühe. Laſs mich bleiben, der ich bin.

A. So muſstest du aber auch kein *Kind* seyn; denn da machtest du dich unrein kein *Knabe*; denn da bekamst du die Ruthe kein *Jüngling*; da war dir auch warm: *Mann* wirst du nicht seyn wollen; da giebts Haussorgen: *unverheirathet* kannst du nicht bleiben; da legt man dir Netze: *alt* kannst du nicht werden; da kommen Ungemächlichkeiten.

B. Mich schauderts, so oft es mir in den Sinn kommt, daſs nichts unter der Sonne sey, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daſs, da Alles dir günstig ist, du allein gegen dich wüthest und hart bist. Wenn du an jedem Dinge Etwas auszusetzen hast; siehest du nicht, daſs deine unzufriedene Gemüthsart eine viel grössere Ungestalt sey, als alle jene Fehler mit einander? Was hast du nöthig, dich um aller Menschen Arbeiten zu ängstigen und zu kümmern, da dir eine einzige genug seyn kann,

die Zeit auszufüllen, und (wenn du es nur glauben wolltest) selbst angenehm zu vertreiben: denn was dir jetzt elend scheinet, wird dir im Kurzen weniger verhafst, endlich leicht werden.

B. Ich will sehen, wozu ich mich entschliessen kann.

A. Wähle dir irgend eine *gute* Lebensart; *angenehm* wird sie dir werden durch Gewohnheit.

INHALT.

Die Neujahrsnacht . . . . . Seite 1
Folgen aufgereizter Eifersucht . . — 57
Der *Franzose* und der *Engländer* . — 60
Der Wasserfall bei *Karfreit* . . . — 63
Der kluge Ehemann . . . . . — 65
Herkules . . . . . — 72
Der Pächter *Williams* . . . . . — 74
Die Gerechtigkeitsliebe . . . . . — 88
Der Wilde . . . . . — 92
Das Vermächtnifs . . . . . — 97
Die Lustreise nach *Lippiza* . . . — 103
Der Schatz . . . . . — 112
Die Macht der Tugend . . . . . — 113
Die Hütte des Weisen . . . . . — 168
Der Strafsenräuber . . . . . — 177

Der lästerne Ehemann . . . . Seite 178
Epistel an die acht Schwestern *M. n. r.* 182
Der Filosof . . . . . — 187
Die Dankbarkeit . . . . . — 191
Der Zweifel . . . . . — 204
Die edle That . . . . . — 207
Der kranke Stat . . . . . — 210
Der Indianer . . . . . — 212
Der glückliche Fürst . . . . . — 218
Der Zauderer . . . . . — 220

Druckfehler.

Die obere Zahl zeigt die Seite, die untere die Zeile von oben herab an.

18/9	Anstatt	*Gehorcehn*,	zu lesen	*Gehorchen.*
25/18	‚	*riefs*	‚	*riſs*
30/21	‚	*Scihcksal*	‚	*Schicksal*
36/16	‚	*dem*	‚	*den*
39/18	‚	*Fürt*	‚	*Fürst*
41/4	‚	*Kinderspiel*	‚	*Kinderspiel*
42/21	‚	*Rücken*	‚	*Rücken*
51/17	‚	*indessen*	‚	*in dessen*
147/10	‚	*verchuldet*	‚	*verschuldet*
185/21	‚	*einsam*	‚	*einsame*
195/15	‚	*meinen*	‚	*meinem*
210/1	‚	*hieng, er an*	‚	*hieng er, an*

217/12	Anstatt *Deutschland*, zu lesen		*Deutschlands*
217/13	‚	*Gedäch-*	‚ *Gedächt-*
217/20	‚	*Reichstäd-*	‚ *Reichsstäd-*
217/22	‚	*Gerichtschreiber*	*Gerichtsschreiber*

Andere unbedeutende, den Sinn nicht verändernde Druckfehler wird jeder bescheidene Leser selbst zu verbessern wissen.

Der Setzer.